Paed. Pr.
828

Ebersberg

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36604880740015
<36604880740015
Bayer. Staatsbibliothek

R

Der Mensch,
selbst
Schöpfer und Zerstörer
seines Glücks.

Züge und Skizzen

aus

dem Leben und Scheiden berühmt gewordener

Menschen,

der edleren Jugend

zur Ermunterung und Warnung vorgetragen

von

J. S. Ebersberg,

fürstbischöflichem Rathe

in Wien.

München, 1831.

Bei Jakob Giel.

R

W.

138.B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Eine aufmerksame Beobachtung der Menschen und der Weltereignisse, der ernste Hinblick auf die Vergangenheit und die leidenschaftlose, prüfende Beobachtung der Gegenwart hat mir die lebendige Ueberzeugung gewonnen, daß der Mensch allein Meister seines Schicksals sey, daß ihn kein Mißgeschick, kein Unglück treffe, an dem er nicht selbst mehr oder weniger Schuld und Veranlassung sey. Schwäche des Verstandes, Eigenliebe, Thorheit und Leidenschaft — siehe die ersten Quellen des traurigen Looses so Vieler! und wenn da Einer kommt und mit verzweifelnder Geberde in Klagen ausbricht, „daß ihm von den Jahren der Kindheit an alles schief und übel gekommen," — glaubet mir, es wäre nur an ihm gelegen gewesen, den funkelnden Stern des Glückes auf seine Bahn hinzuziehen! Sey es, daß Prüfungen der Vorsicht, oder daß zufällige Unglücksschläge den Lebenshimmel eines edleren Menschen für kurze Zeit trüben — wenn sein Bewußtseyn rein, sein Geist edel, seine Seele durch den überir-

dischen Trost erhaben, daß er Großes oder Gutes gewirket hat, so wird er mitten in den Gewittern des Lebens heiter da stehen und lächelnd den beseligenden Gedanken umfassen, daß weit über den dräuenden Wolken, die jetzt einherstürmen und jetzt wieder fortschwinden, eine Leben erhaltende Sonne strahlt, die kein Gewitter für immer raubt und kein Sturm aus ihren ewigen Bahnen reißt. Ja, in der Freude und im Leid, im Leben und im Tod ist der edle und gute Mensch glücklich und groß!

Dieß wollte ich, für die Jugend vor allen, in einigen Beispielen zeigen, die ich theils aus der Geschichte, theils aus andern Quellen geschöpft, und für welche ich kein anderes Verdienst, als die Anerkennung des Willens, nützlich zu werden, zu erheben, zu beruhigen, in Anspruch zu nehmen vermag. Wenn nun ein Jüngling, der, leichtsinnig und unbekümmert um die Zukunft, eben an dem Abgrunde, sein ganzes künftiges Daseyn zu opfern, schwanket, durch diese Lectüre auf den ernsten Gedanken gebracht wird, daß es nur von Ihm selbst abhänge, sein künftiges Loos zu bestimmen, daß die Ernte stets von der Saat bedingt werde, — wenn nur Einer dadurch zum Guten erregt, sich plötzlich aufrafft, sich den plumpen Armen der Gemeinheit und Trägheit entreißt: so ist die Mühe meines

Sammelns belohnt und der Zweck dieses Büchleins erreicht. Es ist ja nur ein kleiner Funke, der eine große Flamme entzündet; — möge die vorherrschende Idee meines Buches jener Funke seyn, der das Herz des keimenden Jünglings mit dem Lichte der Wahrheit und dem Strahle des Glückes beleuchtet! — Dieß ist der herzliche Wunsch mit dem ich diese Blätter in die Welt hinaus sende und meinen lieben Freunden empfehle.

Wien, am 1. Mai 1830.

Der Verfasser.

Zweites Vorwort.

Nachträgliche Erinnerung.

Die Aufsätze dieser Schrift machen eben so, wie jene in meinem letzten Werke: „Nur das Gute besteht. Wien, 1830, bei Fr. Tendler,“ eine neu durchgesehene und verbesserte Sammlung dessen aus, was in dem verflossenen Jahrgang des Wiener Jugendblattes: „Feierstunden,“ von meiner Feder abgedruckt erschienen ist. Der Wunsch vieler Abnehmer dieses Blattes, jene zerstreuten Aufsätze in einer Gesammtausgabe zu lesen, und der Umstand, daß obige Zeitschrift nur in den Grenzen Oestreichs in den hiesigen Schulen ihren Lesekreis findet, haben mich zu vorstehender Original-Ausgabe, deren rechtmäßiger Verleger Herr Jakob Giel ist, veranlaßt.

Wien, am 1. Jäner 1831.

J. S. Ebersberg.

Erzählungen und Züge

aus dem Leben

berühmter Menschen.

Mit Anderer Gunst und unserm guten Wollen.

(Das Buch an seine Leser.)

Gleichwie im Lenz beim milden Sonnenstrahle
Die Pfirsichblüth' zersprengt die Knospenschaale,
Und mit smaragd'nem Grün das nackte Haupt
Des ausgeruhten Bäumchens sich belaubt:
So sieht dieß Büchlein mit bescheidnem Zagen,
Für sich und seinen Stamm den Frühling tagen.
„Leucht', günst'ger Phöbus, ihm mit deinem Lichte!
Hauch' an den Baum mit freundlichem Gesichte!
Zieh', Segenspender, Blüthen, weiß wie Schnee,
Und süsse Frucht an dieses Stammes Höh'!
Fest ist sein Mark, und ernstlich bleibt sein Streben,
Leucht' ihm! gewiß, der Baum soll Früchte geben.

Der Tod des Marschalls von Montmorenci.

(Aus den Familienurkunden des Hauses Montmorenci.)

Glaube doch Keiner Die allzuglücklich, welche eine Laune des Schicksals mit schimmernden Gaben der Gunst überhäuft! Die äußeren Reitze des Glückes sind wahrlich nichts mehr, als das Gold und Geschmeide der Bühne und ihrer Helden beim Lampenscheine betrachtet. Was sich, von der Ferne aus, dir so neidenswerth darstellt, ach! du würdest es nimmer verlangen: all das Gold und die Würde und Macht, wär' es dir vergönnt, in das Innere Derjenigen zu blicken, welche der Haufe, mit heimlichem oder offenem Neide, glückselig preis't!

Und wie viele kennst du aus den Schooßkindern Fortunens, welche diese gleissende Führerin nicht selber verlockt? In der That, gleichwie das Mißgeschick die menschliche Tugend stärkt und erhebt, so löset Glück allzuoft die Bande des Gefühls, ersticket die Treue, lähmt edlere Gesinnung, macht här-

ter, und in eben dem Maße gieriger, mißvergnügter, — elend und unglücklich! — Drum neide Keiner den Andern ob äußeren Gaben des Glückes; drum mißtraue Jeder dem Lächeln eines günstigen Sternes, und wandle dann desto vorsichtiger, bescheidner, bedächtlicher, je höher die Bahn strebt, auf welche es der geflügelten Göttin den Liebling zu locken gelüstet.

So oft ich in die lehrreichen Blätter der Geschichte blicke, so oft ich des unglücklichen Montmorenci und tausend seiner Glücks und Leidensbrüder gedenke: preise ich den Willen der Vorsicht, die meinem Leben einen dunkeln und engen, aber glückseligen Kreis angewiesen, und meinen Geist, wie mein Herz, von der harten Prüfung verschont hat, in welche die Höhe des Glückes seine Günstlinge setzt. — Was blieb dem unglücklichen Herzoge Montmorenci von seinen schimmernden Vorzügen? Ein Abkömmling von vier Reichsfeldherren und sechs Marschällen, Pathe Heinrichs *IV.*, berühmt durch eigene Tapferkeit, Admiral und Marschall von Frankreich, stürzt er jählings, in der Blüthe des männlichen Alters, aus der schwindelnden Höhe des Glückes, in eine unabsehbare Tiefe des Elends herab, fällt vom Fuße des blinkenden Thrones auf das blutige Schaffot der Verbrecher hin, und behält nichts von all seiner beneideten Habe, als einen schmachvollen Tod, und den Ruhm, daß er den Wechsel seines Glückes mit unerschüttertem Muthe getragen. — Es be-

darf solcher Beispiele für jene unruhigen Ehrgeizigen, die immer in gewissen Höhen ihre Glückseligkeit suchen, und nicht zu wissen scheinen, daß zu unserem Glücke nichts fehle, als wir nur allein.

Heinrich *II.*, Herzog von Montmorenci, der tapferste Soldat aus dem Mittelalter, kannte die Größe seines Fehlers vielleicht nicht ganz, als er sich mit Gaston, dem Bruder Ludwigs *XIII.*, in eine Verbindung einließ, welche gegen den, seinem König geleisteten Eid hinaus lief; vielleicht verblendet von seinem Glücke, vielleicht durch Gastons, und, wie Einige behaupten wollen, auch der Königin Versprechungen getäuscht und verleitet, — genug, daß er einen Fehltritt begangen, den kein Franzose entschuldigen konnte, und dem auch die grausamste Strafe bald auf dem Fuße folgte. In dem Treffen, welches Gaston dem Heere seines königlichen Bruders bei Castelnaudari lieferte, wurde Montmorenci, nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan, und siebzehn, zum Theil gefährliche Wunden erhalten hatte, — man fand nach seinem Tode noch sieben Kugeln in seinem Körper — mit der Waffe in der Hand gefangen genommen. Es gibt auch kein fühlendes Herz, das nicht bei Erwähnung des traurigen Endes eines so angesehenen Mannes mehr noch über die Strenge Ludwigs und die Unbarmherzigkeit des Ministers Richelieu, als über die Verirrung des Marschalls erstaunte.

Nachdem der verwundete Marschall, um nicht von dem Tode übereilt zu werden, noch auf dem Schlachtfelde gebeichtet hatte, ward er zuerst nach Castelnaudari gebracht. Als die Einwohner dieses Orts den berühmten Herzog auf einem Leiterwagen liegend, mit Mänteln und Stroh bedeckt, blaß, verstört, verunstaltet, von den Schatten des Todes umgeben, in ihre Stadt kommen sahen, konnten sie sich der Thränen und kläglichen Theilnahme über die tragische Wendung des Schicksals eines so grossen Mannes nicht enthalten. — Die Feinde des gefangenen Marschalls setzten aber sogleich, nachdem sie Kunde davon vernommen, alles in Bewegung, um den König in dem Entschluße, dem Unglücklichen keine Gnade wiederfahren zu lassen, zu bestärken. Dieser blieb wirklich gegen die Bitten und Thränen von ganz Frankreich, gegen die Gesuche der größten Männer, die lebhaften Antheil an Montmorencis Schicksal nahmen, gegen des, nun mit seinem königlichen Bruder, versöhnten Gastons Vorstellungen, der seine Bitten mit jenen Frankreichs um so dringender einte, da er sich selbst als die Veranlassung zu dem Mißgeschicke des Herzogs bekannte; ja, gegen die Fürbitte der Königin, bei dem festen Entschlusse, den Marschall die Strenge der Gesetze ganz empfinden zu lassen.

Ludwig *XIII.* gab dem Parlamente Befehl, dem Herzoge, unter dem Vorsitze des Siegelbewahrers Chateauneuf den Prozeß zu machen.

Auffallend war es, daß dieser Chateauneuf, der in dem Hause Montmorenci seine Erziehung erhalten, nun den Sohn seines Wohlthäters zum Tode verurtheilen sollte.

Montmorenci erkannte sogleich die Gefahr, in welcher er schwebte, und sah seinen Tod als unvermeidlich voraus. Er dachte aber nur daran, seine letzten Tage durch die Standhaftigkeit eines Mannes von Religion und durch die Unerschrockenheit eines Helden zu verherrlichen. Man bemerkte während der ganzen Verhandlung, daß der Herzog nicht das geringste Merkmal von Empfindlichkeit, weder gegen die Zeugen, welche man ihm unter die Augen stellte, noch gegen den Minister von Richelieu, blicken ließ. Ein einziges Mahl zeigte er einigen Unwillen über einen aus seinen Richtern, der denselben völlig verdiente. Als ihn nämlich Chateauneuf beim letzten Verhöre, wie gewöhnlich nach seinem Namen fragte, so erhielt er vom Herzoge die Antwort: „Wie ich heisse? Mein Vater hat Ihnen lange genug Brod gegeben, daß Sie es wohl wissen können.“

Er wurde hierauf zum Tode verurtheilt. Am Tage der Vollstreckung des Urtheils war der ganze Hof Ludwigs *XIII.* selbst die Richter des unglücklichen Helden, in tiefe Betrübniß versunken. — Der König war eben im Schachspiele begriffen, als der Hauptmann seiner Leibwache, Graf von Charlüs, mit dem Marschallsstab und Ordens-

band des vornehmen Gefangenen in das Gemach trat und sie dem Könige überreichte. Bei diesem Anblick konnten die Hofbeamten ihre Thränen nimmer zurückhalten. Das Kabinet ertönte von Seufzern und Schluchzen. Dem Grafen Charlüs erstarb, als er den König anreden wollte, die Stimme. Er fiel hierauf dem Monarchen zu Füssen, und alle Hofleute, die zugegen waren, thaten ein Gleiches. „Ach! Sire!“ sagte der Graf, „begnadigen Sie den bedaurungswerthen Montmorenci. Seine Ahnen haben der Krone grosse Dienste gethan! Gnade, Gnade, Sire! für einen Schuldigen, der Ihnen nützlicher seyn kann, als der Unschuldigste unter uns Allen!“ — Ludwig aber stand von dem gefaßten Entschluße, ein strenges Beispiel zu geben, nimmermehr ab.

Während dieses so rührenden, und für den Marschall so ehrenvollen Auftrittes, dachte derselbe, als ein grosser Mann, an seine letzten Augenblicke. Er schloß seine Rechnung mit der Welt, und schrieb an seine Gemahlin, eine geborne Gräfin von Ursins, welche ihn so glühend liebte, wie vielleicht kein Weib mehr auf Erden ihren Erkornen. — Dann rief er seinem Wundarzt, übergab ihm das Schreiben und sprach: „Sagen Sie meiner Frau, ich hätte ihr nur zwei Dinge anzuempfehlen: meinen Feinden mit eben so willigem Herzen zu vergeben, wie ich selbst ihnen vergebe; und

meinen Tod sich nicht allzusehr zu Gemüthe zu führen, denn kurz ist die Trennung, die mich von ihr scheidet."

Der Arzt wollte seine Wunden verbinden. „Nein! lieber Freund!" entgegnete der Herzog, eine einzige wird alle anderen heilen."

Um die Mittagsstunde kamen die Commissarien, ihm sein Todesurtheil zu verkündigen. Er ging in die Capelle hinunter und hörte sein Urtheil mit heldenmäßiger Gelassenheit an. Als nun sein treuer Kammerdiener zu ihm trat, um ihm die Haare abzuschneiden, und vor heftiger Gemüthsbewegung in Ohnmacht sank, sprach Montmorenci: „Was machst du, mein Freund? Du hast mir oft in meiner Gefangenschaft zugeredet, alle meine Widerwärtigkeiten, als Schickungen, die aus Gottes Hand kommen, anzunehmen, und nun bist du niedergeschlagener, als ich! gieb dich zufrieden, mein Guter! — Ich will dich umarmen, und dir das letzte Lebewohl sagen, da ich noch freie Hände habe. Behalte mit allen, die mich liebten, mein Andenken, wie ich das deine, treuer Diener, mitnehme in eine bessere Welt!"

Das Schaffot, welches der Marschall nun bestieg, war einen Fuß hoch. Montmorenci grüßte die Anwesenden und sagte zu den Stadtbeamten: „Versichern Sie den König, meinen Herrn, daß ich als sein gehorsamer Unterthan sterbe, daß es mich sehr schmerze, Ihn beleidigt zu haben." — Nun schlug

er die Arme zusammen, kniete vor dem Pfahle nieder, an welchem er sich maß, um eine Stellung zu nehmen, die seine noch nicht geheilten Wunden erlaubten. Dann empfing er von seinem Beichtvater den letzten Segen, grüßte die Anwesenden, rief den Scharfrichter mit lauter Stimme: „Nun haue dreust zu," und bethete noch: „Erlöser! nimm meinen Geist auf!" Mit einem Hiebe flog sein Kopf herunter. Die Anwesenden wendeten die Augen weg, als der tödtliche Streich geschah. Jeder suchte seine Rührung vor dem Andern zu verbergen; jeder weinte, und selbst seine gewesenen Wächter seufzten laut auf.

Als Montmorenci's Haupt gefallen war, beeiferte sich alles, an das Schaffot zu kommen. Viele benetzten ihre Tücher mit seinem Blute und jener Theil des Hemdes, welchen der Scharfrichter oben am Halse weggeschnitten hatte, ward in mehr als hundert Stücke zerrissen, da jeder sich's angelegen seyn ließ, etwas davon zu bekommen. Der Leichnam des Marschalls wurde zu Toulouse feierlich beigesetzt.

Nach der Urtheils Vollstreckung stattete der Beichtvater des Herzogs, der Pater Arnoux dem Könige von dem heldenmüthigen Tode Montmorenci's Bericht ab. „Eure Majestät haben durch den Tod des Herzogs ein Beispiel grosser Strenge gegeben," begann der Priester, „Ach!" war des Königs Antwort, indem er tief aufseufzte, „ich wünschte, daß ich gelindere Mittel hätte anwenden können!"

Ludwig *XIII.* fand bald nach des grossen Mannes Tode Ursache, seinen Verlust zu bedauern, und mehr als Ein Mahl soll er gerufen haben: „Gebt mir meinen Montmorenci wieder!“

Die Nachkömmlinge dieses Helden haben in der Folge den französischen Königen die wichtigsten Dienste geleistet, und erst vor Kurzen rief der nun regierende König, voll Vertrauen auf die erprobte Treue dieser uralten und verdienstvollen Familie, bei einer feierlichen Veranlassung aus: „Nie hat ein Montmorenci seinem Könige etwas versagt.“

Weisheit siegt in jedem Lebensstreit.

Betrachte den Wandel eines weisen und tugendhaften Mannes, blick' ihn an in dem mannigfaltigen Wechsel des Menschenlooses, sieh ihn reich oder arm, in Freude oder Schmerz, in den erheiternden Frühlingstagen oder im erstarrenden Winter des Lebens — du wirst die Ueberzeugung erringen, daß zwei Genien Weisheit und Tugend die Erde und das Schicksal beherrschen und in allen Fällen den Menschen hoch und sieg=

reich über Unglück und Leiden erheben! — Du hast gewiß oft gute Menschen in der Armuth heiter und glücklich gesehen; vielleicht hast du auch schon an dem Sterbebette eines biedern Mannes verweilt, der gefaßt und hoffnungsreich in das Land der Vergeltung hinübergeschieden; auch ist es möglich, daß du die Unschuld mit der Bosheit, das gute Bewußtseyn mit der Verleumdung und Ungerechtigkeit, in heftigen und doch immer siegreichen Kämpfen bewundert hast — gewiß, wenn dir anderst die herrlichste Gabe des Himmels: Gefühl für das Gute, nicht mangelt, du hast es oft lebhaft geahnet, daß weise Menschen (denn wahre Weisheit ist nie ohne Tugend) stets die Meister ihres Looses, daß sie immer ganz glücklich, immer größer, als alle Wechselfälle des Schicksales, sind!

Es läßt sich leicht begreifen, mein Bruder, wie ein Dürftiger in seinen Entbehrungen weit glücklicher leben könne, als ein Geldreicher mitten in seinen beunruhigenden Schätzen und eckelbringenden Genüssen; lehrt es uns doch die Geschichte, daß wackere Männer freudig und heiter den Tod für das Vaterland und für geheiligte Zwecke einem gemächlichen Daseyn vorgezogen; finden wir doch oft, daß edlere Menschen ihren Empfindungen die Reitze der Aussenwelt, ohne die geringste Reue, zum Opfer gebracht haben; — es ist kein Zweifel, die Gewalt der Tugend bleibt überaus groß! —

Indessen kenn' ich einen Wechsel des Lebens, der drückender wird, als Dürftigkeit und schmerzvoller, als ein schneller Tod; — den Verlust des größten der irdischen Güter, den der Gesundheit. Wenn der Bau des Körpers in seinen Fugen erschüttert, die Kraft der Sinne geschwächt und gelähmt ist, wenn dem erblindeten Auge der lachende Mai spurlos vorüberzieht und die krankhaften Nerven durch Bilder des Schreckens und der Trauer das widerstrebende Gemüth zu erschüttern versuchen — o göttliche Kraft der Weisheit, in welcher strahlenden Größe erscheinst du dann, wenn du allein siegest, wo alles andere fällt, wenn du ein sicherer Steuermann, das schwankende Schiff in der düsteren Nacht durch Riffe und Klippen, unter dem Geheul des Sturmes und dem Brausen der Wogen, ruhig und furchtlos hinübersteuerst in jene segenreichen und schmerzlosen Gefilde ewigen Glückes!

So kann ich mich nie Christian Garves, eines der würdigsten Denker und Schriftsteller des verflossenen Jahrhunderts erinnern, ohne von dem erhebenden Gedanken an die siegreiche Gewalt der Weisheit begeistert zu werden. In Breslau 1742 geboren, — hatte sein starker Geist schon von den Jugendjahren an mit einem schwächlichen Körper und einer schwankenden Gesundheit zu streiten. Die Entbehrung aller Genüsse des Aussenlebens, der Umgang mit seinen liebsten Freun-

den, selbst die Beibehaltung eines öffentlichen Amtes, wozu ihn sein Herz gezogen und seine Kenntnisse erhoben hatten, mußte der Pflege seines, durch unaufhörliche Krankheiten erschütterten Körpers geopfert werden. Nur von der zarten Hand einer geliebten Mutter gewartet, durchlebte der Weise in den Armen der Wissenschaften, die sein einziger Trost und reicher Ersatz für jedes Entbehren und Leiden gewesen, die vom Schicksal verdüsterten Tage mit voller Seelenruhe und innigem Lebensglücke. Es erhebt edlere Gemüther, in seinen Werken den heiteren Geist, welcher den Leidenden weit über alles Unglück erhob, walten und häufig das Geständniß des behaupteten Glückes zu sehen.

Da es sich bald zeigte, daß Garves Gesundheit zu schwach war, um ein öffentliches Amt verwalten zu können, so setzte er sich ein anderes schönes und späterhin von ihm vollkommen erreichtes Ziel: als ein Lehrer der Weisheit durch Schriften für die Welt nützlich zu werden. Wie viel er in diesem schönen, nie genug hochzuachtenden Wirkungskreise geleistet, beweisen seine zahlreichen moralischen und philosophischen Schriften, seine Uebersetzungen der alten Classiker, worunter besonders jene Cicero's von den Pflichten, den Beifall der Gelehrten errungen. Garves Schreibart ist richtig, klar, einfach und edel; sein Charakter liebenswürdig, offen und treu. Trotz seinen Leiden, welche durch die rege Theilnahme

seiner Zeitgenossen, worunter die ausgezeichnete Huld, Friedrichs des Großen, eines Monarchen, der wußte, daß ohne Aufklärung und wissenschaftliche Bildung dem Volke kein Glück, dem Staate kein Segen gedeihe, besonders zu erwähnen, nur in etwas gemildert wurden, blieb er stets heiter, nannte sich immer glücklich und hing mit kindlicher Freude an dem Daseyn, an seiner Mutter, an seinen Freunden. „Der erste Gedanke,“ so spricht er in einem seiner Briefe, „wenn ich erwache, ist, nach einem kurzen Danke für das Geschenk eines neuen Tages, der Gedanke an meine Freunde. — Wie glücklich, denke ich alsdann, bin ich, daß ich wieder in einer Welt erwache, in der so manches vortreffliche Herz an meinem Leben und an meiner Wohlfahrt Theil nimmt!“

Während sein Geist sich so kräftig emporschwang, war sein Körper immer tiefer im Sinken und die Nacht seiner Trübsale wurde stets finsterer. Zu seinem Nervenübel war noch eine äußerst traurige Krankheit, der Gesichtskrebs, getreten, der sich in der Nähe des rechten Auges fressend und unheilbar entwickelte und das Auge selbst in Kurzem zerstört hatte. Zu diesen Körperleiden traten noch Seelenschmerzen; die prüfende Vorsicht rief seine innigst geliebte Mutter, seine treuesten Freunde von der Erde, — das Elend schien zur höchsten Stuffe gestiegen zu seyn; aber, in Gottes Rathschluß ergeben, trinkt der Dulder, seine Blicke nach

Oben gewandt, ohne Klagen ruhig und sanftmüthig den bittern Kelch seiner Leiden.

Hier die Stelle eines seiner Briefe, um ein klares Bild des bewunderungswürdigen Zustandes seiner Seele zu geben: „Meine schriftstellerische Laufbahn wird wohl geendigt seyn — doch es geschehe, wie Gott will! wenn er mich nur als einen vernünftigen und im Leiden gesetzten Mann meine Laufbahn vollenden läßt. Zuweilen, ich gestehe es, werde ich durch die Größe und Langwierigkeit der Uebel, die mich treffen, erschreckt; aber ich weiß aus der Erfahrung meiner Leiden, daß es auch in dem schlimmsten Zustande immer Zwischenräume der Erholung, in dem Schmerze immer Augenblicke des Glückes gibt. — Der Gedanke an Gott ist mir in meinen schönsten Tagen zur Vollständigkeit meiner Freude nothwendig gewesen; und in eben diesem Gedanken habe ich, wenn Schwäche oder Schmerz mir jede andere Quelle der Beschäftigung und des Vergnügens entrissen, einen Trost und Hilfsmittel der Geduld gefunden. Ja, mein Freund, ich weiß, daß, wenn die Seele ganz ruhig und gelassen bleibt, das tobende Blut wieder sanfter fliessen, und daß die Leiden, selbst der ausharrenden Geduld einer gegen sie sich stemmenden Seele weichen müssen!“

In solch sanfter, Gott ergebener Ruhe brachte der Weise sein Leben bis zum 56. Jahre, und schied dann glückselig und heiter von jener

Erde, auf welcher er so harte Prüfungen muthig bestanden.

Diesem rührenden Gemälde das eines reichen Mißvergnügten gegenüber, welcher grinsend über seinen Geldkisten brütet, in dessen Herzen die Liebe verstorben — und jede edlere Empfindung gewichen ist — der, übersätligt von dem Genusse, mit Eckel in das lachende Leben stirrt, und mit unglückseligen Eifer sich selbst Leiden über Leiden häuft; in welchen er Gott vergißt, die Menschheit verläumdet, sein Daseyn verwünscht — o Thorheit und Stumpfsinn! wie schrecklich erscheinst du der Weisheit gegenüber! Glaube mir, es giebt nur ein wahres dauerndes Glück auf der Erde: — daß wir unsern Geist immermehr stärken und bilden. Mit diesem Streben, wenn wir die rechte Strasse gefunden, eint sich die Tugend, und ohne solchen Gewinn wird Keinem ein seliges Loos auf der Erde! Lass' uns das mit Ruhe beherzigen, wenn uns der wonnevolle Mai des Lebens lächelt und rosige Gestalten der Freude die heiteren Seelen umflattern, lass' uns darauf fest hoffen, und bauen, wenn die Sonne dem Untergange nahe und aus gethürmten Wolken wüthender Sturm uns dräuet. Alles ist eitel, mein Bruder, nur Güte und Wahrheit bestehen!

Was Ende scheint, ist Anfang.

Blick' an die Raupe auf dem dürren Zweige,
Sie klagt ob ihres kurzen Lebens Neige,
Und während ihre Schmerzensthränen rinnen,
Zwingt sie ein Trieb, ihr eigen Grab zu spinnen.
„O Wurm! du weinst und härmst dich ohne Noth,
Ein sanfter Schlaf wird dir der nahe Tod;
So bald die Frühlingssonne aufgegangen,
Wirst du in tausend Liebesreitzen prangen;
Und meinst du gleich, dein ewig Grab zu spinnen,
Dein Lebenstag wird später erst beginnen."

*

Du, Guter! schenkst bei deinem Todessturme
Dieß Liebeswort zum Trost dem starren Wurme!
Vor Kurzem hört ich doch die Klage an,
Daß deine Kräfte sinken, alter Mann!
Du wagst es kaum, mit heimlich düsterm Grauen
Dem Bruder Tod ins hohle Aug zu schauen?
Zurück denkst du mit fast erdrückten Thränen
An Jünglings Lust, an deines Frühlings Sehnen?
Nimm dir ein Beispiel an des Thierchens Sorgen!
Beginnt nicht jetzo erst dein Lebensmorgen?
Wird aus der Nacht dir nicht ein Tag erstehen,
An dem nicht Stern' noch Sonne untergehen?

Rache kennt nicht Maß noch Ziel.

Nie vergiß die Pflicht der Humanität und Gerechtigkeit gegen Andere. Lasse deinen Nächsten in Frieden, auf daß dir ein Gleiches geschehe, und hat dich das Schicksal hoch über Andere gestellt, so sey aufmerksam auf dich und dein Benehmen, handle nie nach Willkühr, nie ungerecht oder grausam; denn durch Humanität allein wird Gehorsam und Liebe errungen. Der Geringste kann deine Ruhe lebenslang stören; und gleichwie die höchsten Bäume den Gewittern und Stürmen am meisten ausgesetzt sind, so ist das Loos derjenigen, die über Viele zu gebiethen haben, nicht immer das angenehmste. Sind ihre Untergebenen Menschen ohne Charakter und Bildung, erzogen in dem Dunkel des Aberglaubens und der Unwissenheit, stets behandelt als Mittel zu fremdem Zwecke und belastet mit dem Drucke der Willkühr — sind sie Sklaven, dann darfst du nie auf Anhänglichkeit und Treue rechnen. So viele heuchelnde Diener dieser Art du besitzest, eben so viele lauernde Feinde umdräuen dich, und nichts wird dich — ist die Gelegenheit da — aus den schrecklichen Händen der-

jenigen retten, die kurz vorher deinem Hauche gezittert. Hast du aber unwürdig an deinem Nächsten gehandelt, hast du das Glück und die Ehre Anderer mit Füßen getreten und der Menschheit gespottet, — an jedem Abende magst du dann mit hundert Riegeln die Pforten deines Gemaches versperren, mit flackerndem Licht das schauerliche Dunkel der Nacht erhellen, die Augen schliessen vor den drohenden Gespenstern der Furcht, und deine zitternden Hände abwehrend ausstrecken gegen die grinsende Gestalt, welche mit blutiger Angel dein Herz gefaßt — ach! die Nemesis dringt durch Felsenmauern, durch Riegel und Schloß, ereilt, im Licht wie im Dunkel des Lebens, ihr Opfer gewiß, rächt schrecklich und grausam, was man am Bruder verbrochen!

Diese Lehre gab nebst Tausenden, auf deren blutige Bahn die Geschichte mit warnendem Finger weis't, Don Riviero, ein reicher und mächtiger Spanier auf der Insel Majorka. Hunderte von schwarzen Sklaven, die, gleich dem unvernünftigen Thiere, erkauft und behandelt werden, nannt' er sein Eigenthum, seine Pflanzungen blühten vom Segen des herrlichen Climas — alles vereinigte sich, Rivieros Loos glücklich zu machen. Er besaß ein junges Weib, für welches sein Herz schlug, und zwei liebliche Kinder, an deren Leben das Seine hing. Doch die allzureichen Gaben des Glückes verderben oft mehr, als sie gut machen. Riviero ward zusehends härter und grausam gegen

die Sklaven, die mit ihrem Schweiße jenen Segen errangen, in welchem er praßte. Willkührliche Mißhandlungen und fürchterliche Strafen für die geringste Versehen, waren bei ihm an der Tagesordnung und nicht die Gerechtigkeit, nicht ein fühlendes Herz — die Laune herrschte durch ihn über Diejenigen, deren Loos seinem Uebermuth freigestellt war.

Er besaß unter andern einen Mohren, Batista mit Namen, welcher trotz seiner Heftigkeit und Tücke, ein brauchbarer Diener und im Besitz seines Vertrauens war. Dieser ließ sich einst ein geringes Versehen zu Schulden kommen. Don Riviero, eben in der übelsten Laune, rief nach dem Sklavenaufseher, und befahl, den Diener unter seinen Augen so hart zu züchtigen, daß sein Blut in Strömen herabfloß, und man seinen Tod befürchtete. Kalt wohnte Riviero der unmenschlichen Strafe bei, ungerührt blieb er bei dem Geheule des gezüchtigten und bei den Bitten der Aufseher. Batista ward, dem Verscheiden nahe, hinweggetragen; allein seine Jugend siegte, und er genas nach einem langen gefährlichen Krankenlager.

Hätte Riviero auf die Erziehung seiner Sklaven gewacht, hätte er ihrem Gemüthe die sanften und versöhnenden Lehren der Religion einprägen lassen, so würde Batista, in dessen Herzen die wüthendste Rache kochte, den schönsten Grundsatz des Christenthums, „selbst seine Feinde zu lieben“ beherzigt haben. Allein

aufgewachsen ohne Glauben und erzogen ohne Liebe, lagerte in seinem Innern nur Tücke und Haß. Er begann jedoch zur Verwunderung Aller, knechtisch gehorsam und ruhig seine Dienste wieder; und schläferte den strengen Herrn durch Pünktlichkeit und Ordnungsliebe in der Folge so ein, daß er dessen Vertrauen von Neuem gewann. Dieß aber warf dem Rachedürstenden die Gelegenheit zur schrecklichen Befriedigung seiner tückischen Leidenschaft bald in den Weg. —

Riviero bewohnte mit seiner Familie ein bequemes Haus in einem Dorfe, an das die Sklavenwohnungen angebaut waren, hatte aber noch in der Nähe ein, auf einem hohen Felsen, mitten im Meere gelegenes Schloß, das nur einen einzigen, durch eine Zugbrücke wohlverwahrten Eingang besaß. Es war vielleicht zur Sicherheit seiner Familie bei allfälligen Aufständen der Sklaven erbaut worden. Denn Derjenige, der die Rechte der Menschheit verletzt, hat immer die Bilder der Gefahr und des Schreckens vor sich.

Als Riviero eines Tages der Jagd nachgehen wollte, begab sich seine junge Frau mit ihren Kindern auf jenes Schloß, sich an der entzückenden Aussicht auf den stillen Meeresspiegel und das blühende Ufer zu laben. Sie nahm zur Bedienung, außer Batista, noch eine treue Sklavin mit, welche aber der Mohr unter dem Vorwande eines Befehls ihrer Gebietherin in das Dorf zurückzusenden wußte. Er begleitete die Sklavin

bis zur Zugbrücke, die er hinter ihr aufzog, um von Außen Jedem dem Zugang zu versperren. Als dieß gelungen, springt er hohnlächelnd auf die Schloßzinne und ruft mit glühenden Augen und wüthender Geberde der Dienerin die Worte nach: „Eile, auf daß du den Herrn findest! sag' ihm, die Zeit der Rache sey da. Dieses Ungeheuer mag kommen und sehen, wie Batista Grausamkeit lohnt!"

Nun stürzt er racheschnaubend in das Gemach, wo Rivieros Gattin, ihr Verderben nicht ahnend, sorglos in der Mitte ihrer Kinder sitzt. Wie ein grimmiger Tiger auf die Beute, so fällt er über die Unglückliche her, wirft sie zu Boden, bindet ihr die Hände mit Stricken, und zerrt sie nach sich vor die Brücke. Ihr gellendes Hilfgeschrei und das Wimmern der Kinder versammelt Menschen am nahen Meeresufer. — Riviero, von der erschreckten Sklavin gefunden, stürzt gleichfalls bleich und zitternd herbei. Welch ein Anblick! eben zieht das schwarze Ungeheuer den Dolch aus der Brust seiner schuldlosen verscheidenden Gattin.

Nun blickt der Mohr in die wehklagende, wogende Menge, die gern retten möchte, und, da der Eingang verschlossen, nicht konnte; er gewahrt Riviero, der, durchbohrt von tausend Qualen, bald von den Schrecknißen der Angst, bald von den Wallungen der Wuth hingerissen wird. Des Mohren Augen glühen wie Feuer; aus seinem

schwarzen Munde steigt weißer Schaum. „Nun, ruft er mit gellendem Tone: „hast du Lust, deinen Batista wieder peitschen zu lassen? Sieh, Elender, wie sich ein Sklave rächt. Sie ist todt, und deine Kinder folgen ihr nach!“

Da faßt die Vaterangst den erstarrten Riviero und rüttelt ihn auf. Mit leichenblassem Gesichte stürzt er auf die Knie. „Batista!“ ruft er, „bei allen Heiligen schwöre ich dir Vergessen und Nachsicht alles dessen, was nun des Unheils geschehen; verzeih, was ich an dir gefehlt; tausend Eide nimm von deinem unglücklichen Herrn; — all mein Gut, nimm alles, Batista! nur diese armen Kinder verschon!“

„Wohlan,“ schrie der Mohr vom Felsen herab, „meine Rachsucht für die Grausamkeit, mit der du mich fast bis zum Tode gegeiselt, fodert Ein Opfer noch. Nur durch Dein Blut kann das meine abgekühlt werden. „Schneide dir das rechte Ohr ab,“ und ich bin befriedigt. Zögerst du, so fliegen deine Kinder den Felsen in die wogenden Gräber des Meeres herab.“

Riviero fleht, die Anwesende alle mit ihm. Der Mohr aber ergreift den ältern Knaben, faßt ihn bei den Füßen, stürzt ihn um, und hält ihn, zum Falle bereit, über die Zinne herab. „Lass' lass',“ schreit der unglückliche Vater zitternd, „sieh hier mein Blut fliessen!“ Nun

schneidet er sich einen Theil seines Ohres ab. Kaum war aber der schmerzliche Schnitt geschehen, so jubelt der Mohr mit Hohnlachen und spottet der Einfalt des Herrn. Man reicht dem rasenden Riviero eine eben gebrachte Flinte; mit Wuth legt er auf den Schrecklichen an; da faßt das Ungeheuer die zwei wimmernden Kinder, preßt sie in seine Arme, und — unter einem lautem Jammergeschrei der anwesenden Menge — stürzt er mit dem schuldlosen Raube, an den Felsen des Schlosses sich zerschmetternd, in den Rachen des Meeres.

Bei diesem entsetzlichen Anblicke sinkt Riviero, von tausend Qualen dem Bewußtseyn entrückt, wie ein Verscheidender auf den Boden nieder. Nach langer Zeit gewann er erst wieder Besinnung, aber sein Verstand war dem ungeheuren Schmerze erlegen. Er rasete häufig und sprach immer irre; seine schuldlose Gattin, die geliebten Kinder, der schreckliche Batista, die Scene vor dem Meeresufer, schwankten immer vor seinem zerrütteten Geiste; fünf Jahre lang litt und duldete er in diesem Zustande noch auf der Erde, bis den Geprüften endlich die ewige Vorsicht, durch den Tod von seinen Leiden befreiend, mit den vorangeeilten Geliebten wieder vereinte.

*

Indem ich diese erschütternde Begebenheit in Anregung brachte, möchte ich nicht, daß sie ohne eine andere Folge, als den eines unwillkührlichen

Schauderns vor der Gräuelthat eines Missethäters, bleibe. Ich wünsche vielmehr, daß so Mancher meiner Freunde, den vielleicht das Vermögen seiner Aeltern, oder die Bahn, welche errungene Bildung ihn einschlagen läßt, in die Lage bringen dürfte, über das Wohl und Weh seiner Nächsten zu gebiethen, eine zarte, liebevolle Behandlung der Untergebenen, oder des weniger gebildeten Bruders sich zum Lebensgrundsatze wählte, daß er nie, durch Verletzung der Gesetze, der Gerechtigkeit, feinerer Gefühle, die Veranlassung zu Fehltritten geben möchte, deren Folgen nicht zu berechnen sind. Denn es sey immer das schönste Ziel des edleren Menschen, nicht nur seine eigenen Leidenschaften zu unterdrücken, sondern auch seine Umgebung vor den Ausbrüchen derselben und ihren Folgen durch Milde und Güte zu wahren, und Jene, die unsrer Obhut empfohlen, zum Guten zu lenken.

Die letzten Stunden des Grafen von Strafford.

*

Graf Strafford, Karls und nicht des Aufruhrs
Freund erschien
Im Parlamentssaal vor Gericht,
Und beugte sich sehr tief. Gleich sucht' ein Frevler ihn
Durch diesen Vorwurf zu entehren:
„Was beugt Ihr eure Knie? hier ist der Altar nicht."
„„Nicht?"" sagt er augenblicks, mit freiem Angesicht:
„„So, hoff' ich, wird man auch von keinem Opfer
hören?""

Glück, Ruhm, irdische Herrlichkeit — welch vergängliche Vorzüge! Wer nur mit einiger Erfahrung in die Welt geblickt, wer die weise Lehrmeisterin des Menschengeschlechtes, die Geschichte, gelesen, wer weiß, wie leicht unermeßliche Reichthümer schwinden und Sterbliche von des Glückes Höhen in's tiefe Elend herabsinken, wie mächtige Reiche stürzen und die Götzen der Erde über Kurzem in Staub zerfallen — dem muß das

Drängen und Treiben Derjenigen, welche über dieses unbefriedigende Leben ein schöneres Daseyn vergessen, das Treiben von Irrsinnigen scheinen. Ueberaus schnell verlassen uns die Blüthen der Erde! Glücksgüter, Jugend, Schönheit, Ansehen und äußere Macht — stetem Wechsel ist alles unterworfen, alles vergeht, und nur edlere Früchte, welche der bessere Mensch in sich selbst gesammelt: der lohnende Beifall des Gewissens, das Bewußtseyn des Guten, die Größe der Seele, dauern über die engen und beschämenden Grenzen hinaus, welche die Vorsehung den Bewohnern des Staubes gesetzt.

Wie thöricht handeln Die, welche des Emporgestiegenen Schicksal beneiden! Könnte ihrem Seelenauge der Splitter genommen werden, sie würden unter den Lebensrosen die Dornen; auf den Wipfeln der aufgeschossenen Tannen die markzerstörenden Würmer gewahren! Je höher der Standpunkt im Leben, desto mehr bittere Erfahrungen, Kämpfe und irdische Leiden; denn auf der Spitze der Glücks-Pyramide schwankt eine Kugel, die, von dem Fuße der Emporklimmenden berührt, oftmals mit ihnen herunterrollt, und unaufhaltsam auf Abgründe losstürzt.

Laßt uns Keinen ob seinem Reichthum oder anderem irdischen Vorzug beneiden; laßt uns aber den Tugenden Anderer, welche mit der Erde nicht vergeh'n und mit dem Leibe nicht vermodern, nachstreben und um edlere Güter mitringen; —

denn, wenn sonst alles in's Chaos versunken, wird das Gute bestehen!

Solche Gedanken ergreifen den Forscher, wenn er große, edlere Menschen von der Höhe des Glückes schuldlos gesunken sieht; wenn diese im widrigen Geschicke alles verloren, was die Erde sonst ihren Lieblingen geben kann; wenn dann plötzlich aus der wilden Zerstörung, wie aus der Nacht des Todes, der Stern ihrer Tugenden aufgeht und lächelnd zu deuten scheint: das wahrhaft Große stirbt niemals; denn jede Würde, welche uns Tugend verliehen, besieget das Mißgeschick, irdische Leiden, den Tod.

Diese Worte vor der Erzählung des traurigen Glückwechsels eines trefflichen, achtungswürdigen Mannes, des edlen Thomas Grafen von Strafford.

*

Strafford glänzet der Nachwelt als ein Held, welcher, in der festen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit seines Opfers, für das Vaterland und den Regenten sein Leben gegeben.

Unter der unruhigen Regierung Karls *I.*, Königs von England, war das Feuer der Zwietracht zwischen England, Schottland und Irland in lichte Flammen ausgebrochen. Jung, liebenswürdig, kraftvoll trat Thomas von Strafford aus einer ausgezeichneten Familie, als Volksfreund

und Stütze des königlichen Ansehens auf. Das Glück schien ihn zu seinem Günstling erlesen zu haben. Seine ersten Versuche gelangen, hoben ihn rasch empor, verschafften ihm Ruf als Krieger und Staatsmann, stürzten den treulosen Buckingham, der unter Jakob und Karl I. so viel Unheil gestiftet, gewannen Liebe des Volkes und Vertrauen des Regenten. So ward Strafford erster Minister, und bald darauf Vice-König von Irland. Das ihm ergebene Volk riß bei seinem Einzuge in Dublin die Pferde von dem Wagen, spannte sich selbst an denselben, begrüßte ihn mit lärmendem Jubel, ihm Tage der Freude und segenreiches Alter verheißend. „Ich bin zu glücklich,“ flüsterte der Emporgestiegene seiner jungen Gemahlin zu, welche Freudenthränen vergoß, „um nicht die tückische Laune des Schicksals zu fürchten.“ Und er hatte die Wahrheit geahnet. Die gleissende Gunst der wandelbaren Menge ist weniger standhaft, als das Blinken der Sonne beim Frühlingsanfange. Dasselbe Volk, welches in ihm seinen Retter gepriesen, hatte sich bald gegen sein Daseyn verschworen. Strafford, ein treuer Diener seines königlichen Herrn behielt bald von all seinem Glücke nichts, als das Bewußtseyn: für die Pflicht alles geopfert zu haben.

Die meisten Mitglieder des Parlamentes waren Anhänger des vorigen, gestürzten Ministers und Gegner des königlichen Ansehens. Sie sahen den

Einfluß Straffords auf den Monarchen, den ausgezeichneten Ruf, welchen er sich durch seine Verdienste verschafft, seine tiefe Einsicht und ungemeinen Geisteskräfte als die furchtbarste Hemmung ihrer ordnungswidrigen Pläne an. Der Sturz des treuen Vasallen schien also das einzige Mittel, welches ihre ferneren Wagnisse gegen die Krone sicher stellen konnte; und er ward auch mit der Raschheit entschlossener Henker in's Werk gesetzt.

Das Parlament klagte den Statthalter von Irland des Hochverraths an und nahm ihn gefangen. Strafford vertheidigte sich standhaft und mit ungemeiner Geschicklichkeit. So spricht Whitlocke, der selbst an der Spitze jener Untersuchungscomittée stand, deren Rechtsspruch der Angeklagte unterworfen worden: „In Wahrheit, nie hat ein Mann seine Rolle auf dem großen Schauplatz der öffentlichen Geschäfte mit mehr Weisheit und Standhaftigkeit gespielt, nie ein Angeklagter seine Vertheidigung mit mehr Ueberlegung und Mässigung, mit mehr Beredsamkeit und Würde in Ton und Geberden geführt, als dieser treffliche Staatsmann.“

Die Gewalt hatte aber seinen Untergang geschworen, und nicht immer siegt die Tugend über die Ränke der Bosheit schon auf der Erde. Achtzehn Tage dauerte die Anklage und Verthei-

digung. — Das Parlament würde trotz seiner Ueberlegenheit und Kühnheit nicht im Stande gewesen seyn, dem Grafen das Verdammungsurtheil zu sprechen, wenn Straffords erbitterte Feinde nicht neue Ränke geschmiedet hätten. Sie wußten den Pöbel aufzuwiegeln, welcher die, vor ihrem Gewissen zagenden Lords in Schrecken setzte. Der wüthende Pöbel zog in Haufen durch die Strassen von London und gegen die Burg des Königs, um dessen Genehmigung zu erzwingen. Während der unentschlossene Monarch von Angst und Ungewißheit umhergetrieben, zwischen Liebe zu seinem Diener und dem Drang der Umstände schwankte, erhielt er einen Brief von Strafford selbst, worin dieser erklärte, „daß er bereit sey, der öffentlichen Ruhe sein Leben zum Opfer zu bringen" und den geliebten Fürsten inständig bath', dem tobenden Pöbel zu willfahren. „Darf Der über Unrecht klagen, dessen Bitte man gewährt?" spricht der Edle in diesem Schreiben, „Sire! rauben Sie mir die süsse Genugthuung nicht, die in dem Bewußtseyn liegt, sich für den Staat aufzuopfern und den Mitbürgern, welche des Lebenden Wirksamkeit verschmähen, durch seinen Tod zu nützen!"

So ward in das Opfer des edlen Mannes gewilligt. — Es war der 12. Mai 1641, ein schöner Frühlingstag, an dem Strafford im 49. Jahre seines Alters von der Welt schied. Die Sonne

stand schon hoch, als der Lieutenant zu dem Grafen sagte: seine Lebensuhr sey abgelaufen; er möchte in einer Kutsche nach dem Schaffot, welches man auf dem freien Platze vor dem Tower errichtet hatte, hinfahren. „Denn ich stehe in Sorgen Mylord!“ setzt' er hinzu „daß das erbitterte Volk über Sie herfalle und Sie in Stücke zerreiße!“ „Verrichten Sie Ihr Amt,“ erwiederte der Graf, „ich fürchte mich weder vor dem Volke, noch vor dem Tode. Mir liegt wenig daran, ob ich durch die Hand des Scharfrichters, oder durch die Wuth des Pöbels mein Leben verliere.“

Nicht, wie ein zum Tode Verurtheilter, sondern wie ein ruhmgekrönter Befehlshaber eines Kriegsheeres, der zum gewissen Siege heranrückt, machte Graf Strafford seinen letzten Gang zum Richtplatze hin. Als er vor dem Fenster seines edlen Freundes, des Erzbischofs von Canterburi, vorbei ging, machte er diesem eine tiefe Verbeugung und rief ihm zu: „Bethen Sie für mich; ertheilen Sie mir Ihren Segen!“ Der Erzbischof hob die Hände empor, sprach einige Worte und sank dann ohnmächtig nieder. „Leben Sie wohl, Mylord!“ setzte Strafford hinzu, „Gott sey der Beschützer Ihrer Tage!“ Als er auf dem Richtplatze ankam, hielt er an das Volk eine Rede, worin er unter andern sagte: „Ich vergebe Allen, welche ihre Stimme zu meiner Verurtheilung gegeben haben,

mit willigem Herzen, und wünsche nur, daß mir Diejenigen, die ich etwa beleidigt habe, eben so aufrichtig vergeben, wie ich Denen verzeihe, welche mich zum Tode verurtheilt haben. Mag mein Blut immerhin vergossen werden, mir ist es genug, daß mein königlicher Herr es verschont wissen wollte. Da er mich würdig geschätzt hat, zu leben, so finde ich keine Bitterkeit mehr in dem Tode. Ich hoffe, daß wir uns im ewigen Leben wieder finden, wo alle Thränen aus unseren Augen und alle bösen Gedanken aus unseren Herzen entfernt seyn werden; so sage ich denn Allen das letzte Lebewohl!"

Hierauf nahm er seinen Bruder, den Ritter Georg Wentworth, bei der Hand, empfahl ihm seine Gemahlin und seine Kinder, bath sie noch seiner zärtlichen Gesinnungen zu versichern und ihnen seinen letzten Segen zu ertheilen, „besonders seinem jüngsten kleinen Sohne, der noch nicht Gutes und Böses unterscheiden könne." Er drückte den weinenden Bruder dann fest an die Brust mit dem Ausrufe: „Wir müssen uns trennen!"

Nun kniete er nieder und bethete in der Stille; dann zog er seinen Mantel und Wams aus und erinnerte den Scharfrichter, wenn er das Zeichen mit der Hand gebe, sein trauriges Amt zu verrichten. Ehe er das Haupt auf den Block legte, sagte er: „Ich lege meinen Kopf eben so

gerne hin, wie ich ihn jemals zum Schlafe gelegt.“ Dann ließ er das Haupt sinken, fragte den Scharfrichter, ob er so gut und recht läge, gab unerschrocken das Zeichen — und sein Haupt war gefallen!

Welch eine Liebe für das Vaterland und seinen Regenten, die alles dahingibt, um das Recht seines Herrschers und das Glück des Volkes zu retten! — Wer die Geschichte der damaligen blutigen Zeit und das traurige Ende Karls *I.* kennt, weiß, daß des edlen Straffords Opfer leider ohne den gehofften Erfolg geblieben. Indessen wird sein Name immer als einer der ersten Sterne an dem Himmel der Unterthanentreue glänzen, und wer seines Schicksales gedenket, wird in süsser Ahnung empfinden, wie den Verlust irdischer Güter eine unsterbliche Krone vergelte.

Kopf und Herz besiegen Eitelkeit und Stolz.

Der junge Graf Sigmund durchstreifte mit seinem Lehrer auf dem Landgute seines Vaters, wo sie die größte Zeit des Sommers verlebten, die dem gräflichen Schloße naheliegenden, wahrhaft romantischen Parthien. Ein tiefer Friede, eine süsse Ruhe lag über die ganze Natur ausgebreitet. Das fröhliche Zwitschern der Vögel, der liebliche Duft der Blumen, das lachende Grün der Fluren — welche Reitze der Stadt vermögen jene des Landes aufzuwiegen. In der freien Natur wird auch die Brust freier, die städtische beengende Selbstsucht schwindet, das Gemüth wird weicher, und der Mensch besser.

Ohne es auszusprechen, fühlte der kleine Graf fast dasselbe. Es entging dem biedern Lehrer der Eindruck nicht, welchen Gottes schöne Schöpfung auf des Zöglings weiches Herz hervorbrachte. Jener freute sich darüber sehr; denn er wünschte so sehnlich, aus seinem lieben Zöglinge den beßten und glücklichsten Menschen zu bilden.

Mit innerm Kummer hatte er deshalb bemerkt, wie Graf Sigmund in der Stadt durch die Ei=

telkeit einer hochfahrenden Tante und durch mehrfaches übles Beispiel allzusehr an die Weltfreuden hingezogen wurde; wie er besonders grosse Vorliebe zu eitlem Putze und Prunk gewann und oft in Gefahr kam, nichtssagenden Dingen die edleren Ansprüche des Herzens zu opfern. — Sigmund war noch viel zu jung — er trat erst in das neunte Knabenjahr — als daß Worte genügen konnten, ihn auf bessere Wege zu leiten. Die Entfernung von jenem bösen Beispiele und der Mangel an Gelegenheit allein mochten ihn wieder seinem Erzieher völlig gewinnen, und gut machen, was die Macht der Gewohnheit und Umgang verschlimmert hatten.

Aus dieser Ursache hatte auch Sigmunds Lehrer die Zeit des Landlebens voll Sehnsucht herbeigewünscht und mit freudig pochendem Herzen sich überzeugt, daß sein Zögling noch ein unbefangenes, reines Gemüth bewahrt habe. — Die Sonne neigte sich eben zu ihrem Untergange und spiegelte ihr freundliches Antlitz in einem See, an dessen Ufer sie standen. Es war ein unbeschreiblich herrlicher Anblick, und Sigmund schmiegte sich mit leuchtenden Augen traulich an seinen Freund; sprach aber nichts, denn, was er empfand, vermochte er nicht in Worte zu kleiden.

Da stieß dem Grafen eine Erscheinung auf, die seine Stimmung, so milde und sanft, plötzlich veränderte. Ein Mensch trat aus dem nahen Gebüsche, dessen Gestalt mit den Schönheiten, die

sie umgaben, im Contraste schien. Die unglücklichste Figur, die man sich denken kann: ein kleines, hageres Männchen mit einem Höcker auf der Brust und auf dem Rücken, den unförmlichen Kopf mit einer schmutzigen Mütze, die krummen Beine mit einigen zerrissenen Lappen bedeckt, ging mit verzerrtem Gesichte, sie freundlich angrinsend, vorüber. Er war ein armer Fischer, dem der See kärgliche Nahrung verschaffte, wofür er dem Grafen einen kleinen Pacht lieferte. Sigmund erschrack anfänglich über diesen Menschen, dann aber lächelte er und wunderte sich, wie man diesem Ungethüme auf des Vaters Gut eine Freistätte gäbe. „Er wird uns die lieblichen Sänger des Frühlings verscheuchen,“ setzte er muthwillig scherzend hinzu.

„Ich hätte diesen unzeitigen Scherz nicht erwartet,“ erwiederte der Lehrer, „der Mann, dessen Sie so unzart spotten, dürfte die Lumpen, in die er gehüllt ist, nicht tragen, wenn er in seiner Hütte nicht eine alte blinde Mutter, und einen kranken Vater erhielte! Kommen Sie; dort in dem Gebüsch ist seine Hütte; es war schon früher mein Zweck, den braven Fischer zu besuchen und seinen Aeltern Labung zu biethen.“

Sigmund schwieg beschämt und erwiederte kein Wort. Er fühlte sein Unrecht schon zur Hälfte, ging aber doch noch mit Widerwillen der ärmlichen Hütte zu. Wie sehr erstaunte er, im Innern derselben zwar Dürftigkeit, aber Beweise

von Reinlichkeit und häuslicher Sorgfalt zu finden. In einem breiten hölzernen Lehnstuhle saß ein achtzigjähriger Greis, der, wie er die Fremden erblickte, sich etwas erhob und seine Mütze zog, so, daß die silberweissen Haare eines zitternden Hauptes Ehrfurcht gebothen. In der Ecke der Stube stand die blinde Mutter, die, als sie fremde Schritte hörte, in sichtbare Aengstlichkeit gerieth; denn ihr Sohn war noch außer der Hütte beschäftigt, und hatte die Herren nicht kommen gesehen.

Sigmunds Lehrer, den der Greis sogleich erkannte, beruhigte das bange Mütterchen bald, und wie er sagte, daß sein Gefährte sein Zögling, des Gutsherrn Sohn, wäre, da faßte der Greis dessen Hand, sie zu küssen, und auch die gute Alte suchte, in ihrer ewigen Dunkelheit, ihm näher zu kommen. Sigmund drückte dem ehrlichen Greise die Hand, und sprach voll Mitleids: „Es geht Euch wohl übel, Ihr armen Leute?“ — „Nein gnädiger Herr Graf,“ versetzte das Weib, „wir hätten wenig Ursache, unser Loos zu beklagen. Mein Alter und ich haben, was wir bedürfen. Denn Peter thut alles, die wenigen Tagen unsers Lebens heiter zu machen.“ Da brach der Greis, die Augen voll Thränen, in Lobeserhebungen seines Sohnes aus, erzählte so viele schöne Züge erfüllter kindlicher Pflichten, daß Sigmund von Achtung für den armen Fischer erfüllt wurde. Dieses Gespräch wurde durch Peters Eintritt unterbrochen. Der Greis, noch voll süsser Rührung,

zieht ihn an sich, umarmt ihn mit Inbrunst und spricht weinend die rührenden Worte: „Gott, vergelte dir's Sohn!" und die Mutter stammelte: „Gott segne dich Peter!"

Wie so ganz anders erschien nun dem jungen Grafen der mißgestaltete Mann. Seine Gesichtszüge schienen so viel Herzliches zu verrathen, und in seinen Augen lag so viel Seelengüte! Sigmund hätte ihm an die Brust fallen und sein Unrecht abbitten können, so sehr hatte sich in Kurzem seine Meinung geändert! Er sah nun nicht die zerrissenen Kleider, nicht die verunglückte Gestalt, er sah nun das treffliche Herz des armen Fischers, und drückte dem edlen Sohne mit Wärme die Hand. Dann aber nahm er all sein Geld, das er bei sich trug, schüttete es in dem Schooß der Mutter, und sprach zu dem Greise: „Ich will meinen Vater so lange bitten, bis er Euerm braven Sohne den Pacht erläßt und Euch allen sonst nützlich wird." Da ertönte die Stube von den Segnungen der Alten, und Sigmund verließ sie an Freundes Hand, auf eine sonderbare Weise bewegt.

„Wie sehr hab ich dem armen Peter unrecht gethan!" sagte Sigmund am Heimwege, stets damit beschäftigt, wie er bei seinem Vater für die Armen eine Gnade erwirken wolle; „nie, nie will ich mehr bloß nach dem ersten, äußern Eindruck urtheilen; nie nach Kleidern und der Gestalt den Menschen beurtheilen! Fast möchte ich den armen Peter um seine Herzensgüte beneiden, so

reich erschien er mir in seiner Dürftigkeit, so innerlich schön in seiner Mißgestalt! Guter Lehrer! nun seh' ich es ein, was Sie mir so oft warnend gesagt, daß das Aeußere wohl ein Empfehlungsbrief an die Welt beim ersten Erscheinen sey, daß aber nur innerer Werth wahre bleibende Achtung zu gewinnen vermöge. Nie, lieber Freund! sollen Sie über meine Eitelkeit, meine Sucht nach Prunk mehr zu klagen haben."

„Möge Sie Gott und Ihr gutes Herz leiten, daß Sie Ihr Wort immer halten! Ja mein guter Sigmund, ich behaupte es mit Zuversicht, daß aus hundert Jünglingen fünfzig, nur durch die Eitelkeit für die Welt und für sich selbst zu Grunde gehen. Aber es gibt auch Momente im Leben, und im jugendlichen Alter besonders, in denen wir plötzlich erleuchtet und mit dem Abgrunde, dem wir zueilen, bekannt gemacht werden. Ein an sich unbedeutender Vorfall öffnet uns oft die Augen, führt uns schnell zur Strasse des Guten zurück, gewinnt uns für immer der Tugend, dem einzigen wahren Glücke des Lebens. So glaube ich, lieber Sigmund, daß Peter und seine alten Aeltern Sie nicht ohne einen lebenslänglichen Eindruck verlassen haben, und ich bin überzeugt, daß Sie hievon wohlthätige Folgen gewinnen werden. Auf solche Art hat dann Sie von einer häßlichen Eitelkeit, die uns ungerecht und thöricht macht, ein armer zerlumpter Fischer, mich ein nächtlicher Traum, geheilt. Ver-

kennen Sie dabei die segnende Hand der ewigen Vorsicht nicht!" —

„Wie, guter Lehrer, Sie — und ein Traum?" versetzte der junge Graf voll Verwunderung.

„Nun ja, lieber Freund. Ich will Ihnen ein Geständniß machen," fuhr der Erzieher im herzlichen Tone fort; „auch ich hatte in meiner Jugend eine Zeit, in der mich äußerer Schein und Kleiderpracht mehr anzogen, als irgend ein innerer Werth. Meine Ältern waren reich und unabhängig; denn mein Vater galt für einen der ersten Kaufleute in Genf. So ward ich mit zwei Brüdern im Schooße des Glückes erzogen. Was Wunder, wenn ich mehr an der Außenwelt, als an jenen innern Gütern hieng, deren Werth der Dürftige meistens früher erkennen und schätzen lernt! ich ward zusehends härter und stolzer, ob ich gleich erst zehn Jahre alt war.

Einst ging ich mit meinen zwei Brüdern, Carl und Eduard, nach dem Vesperbrode beim nahenden Abende in den Hofraum, welcher meines Vaters ansehnliches Haus umschloß. Wir waren kaum zur Pforte herausgetreten, als ich vor derselben auf einem gevierten Felsstücke ein altes, widerliches Weib gewahrte, das an Häßlichkeit nicht ihres Gleichen hatte. Ihre abentheuerliche Tracht, ein schwarzbrauner Lappen quer über dem Kopfe, aus dessen Lücken sich struppige Haare hervorstahlen, ein scheußliches Angesicht, triefende Augen, ein zahnloser Mund, und vor allem ein ungeheurer

Höcker auf dem Rücken, gaben dieser Person ein gespenstiges Ansehen, so, daß sich meine Brüder vor ihr zu fürchten anfingen.

Ich aber machte ihnen Muth. Erzürnt darüber, daß sich die Bettlerin bei unserm Erscheinen nicht von ihrem Sitze erhob, fange ich an, sie zu höhnen und zu verspotten. Der Zorn, in den sie gerieth, gab ihr ein komisches Ansehen. Unser Muthwille stieg, und da sie endlich sogar in Schimpfreden ausbrach, so ergreife ich einen neben mir liegenden Weidenstock, und springe auf die Eifernde zu, ihr einen Schlag zu versetzen.

Doch plötzlich ward die Scene auf eine fürchterliche Weise verändert! Ihre Augen sprühten Feuer, ihr weit geöffneter Mund weist eine schauerliche Hölle. Mit gräßlichem Tone ruft sie: „Seyd denn verflucht, Ihr eitlen, unbändigen Buben! traget also zur steten Erinnerung an Euern Stolz und Uebermuth die Last meines Rückens; fühlet nun selbst, wie es schmerzt, äußerer Gebrechen willen, herzlosen Wesen zum Spotte zu seyn.“ Sie sprach's. Mit Entsetzen gewahren wir Drei uns in gräßliche Mißgestalten verwandelt. Wir trugen jeder einen schweren Höcker auf unserm Rücken, unser Antlitz war zum Abscheu verwandelt, und selbst unsere Kleidung schmutziger, zerrissener, wie die des elendsten Bettlers auf Erden.

Mir sank der Stock aus den Händen. Die Alte verschwand. Unser Gelächter und Muthwille ging

in Ausdrücke des Jammers, der Verzweiflung über. Mit entsetzlichem Geschrei stürzten wir in das Haus unsrer Aeltern. Hier aber stiessen uns die Diener von sich, lachten über uns, spotteten der Versicherung, daß wir Kinder des Hauses wären. Unsere Aeltern kommen über den Lärmen herbei; auch sie halten uns für unverschämte, oder tolle Bettler. Man wirft uns mit Hohn auf die Strasse, und wir stehen allein in der Welt, Preis gegeben dem Spotte und Jammer.

Als ich nun mein Leben verwünschte und Ströme bitterer Thränen vergoß, erscheint plötzlich eine freundliche leuchtende Gestalt, als wäre sie eben den Wolken entstiegen. Sie sah mich ernst und mitleidsvoll an. „Du bist unglücklich," spricht sie, „aber ich sehe Dir's an, weniger in deinem Aeußern, als in Dir selbst, ruhet dein Unglück! Armer Mißgestalteter, weißt du nicht, daß es Schätze gibt, die mehr gelten, als die äußere Form, welche ein Zufall, wie Krankheit, die Zeit aber sicher, vertilgt: — diese ewigen Schätze sind jene des Herzens und Geistes. Weihe dich ihnen von nun an, und dein Mißgeschick dürfte Dir bald geringer erscheinen, als du es jetzt in sinnloser Thorheit beklagest."

„Das will ich, liebliches Wesen," rief ich mit lauter Stimme. „Ja, ich will weise und gut werden!"

„Das soll mich freuen!" versetzte eine tiefe Stimme mit herzlichem Ausdruck. Es war die

meines alten, so oft gekränkten, beleidigten Lehrers. Ich sah nun, daß ich nur schwer geträumt habe und eben erwacht sey. Mit Rührung sink' ich ihm an die Brust, bitte ihm ab allen Kummer, den ihm mein Leichtsinn und meine Unart verursacht, und erneuere das im Traume gemachte Versprechen. Von nun an ward ich ein fleißiger Schüler, ein anspruchloser, bescheidener Knabe; und gab es einen Augenblick, wo der Dämon des Hochmuthes oder der Eitelkeit in mir zu flüstern begann, so gedachte ich schnell der fürchterlichen Alten und ihres Fluches.

Dieser Zufall hat das Glück meines Lebens gegründet; denn kaum zählte ich achtzehn Jahre, so trafen schwere Unglücksfälle den Geschäftsbetrieb meines Vaters. Sein Haus fiel. Armuth und Mangel war unser Loos, denen meine gekränkten Aeltern bald unterlagen. Jetzt lernte ich erst die Vorzüge jener innern Schätze kennen, die uns kein Zufall, kein Mißgeschick raubt. Mich erhielt mein Wissen; ihm und meinem tadellosen Rufe verdanke ich meine ehrenvolle Stellung. Meine Laufbahn ist eine der angenehmsten, und mein Loos, einen so gutherzigen Zögling, wie Sie, zu haben, gewiß eines der glücklichsten."

So sprach der Lehrer am Rückwege. Sein aufrichtiges Geständniß ging für Sigmund nicht verloren; denn der gute Same war auf gutes Erdreich gefallen. Sigmund erneuerte seinen Vor-

satz täglich und — hielt ihn. So ward er Einer der geachtetsten Cavaliere im Lande, stieg von Stufe zu Stufe in Würden, selbst in der Gunst seines Königs, an dessen Seite er auch späterhin, ein, dem allgemeinen Wohle förderliches und glückliches Leben führte. Nie vergaß er aber seines guten Lehrers, auch nicht des armen Peters, dem er schon von seinem Vater eine kleine Pension ausgewirkt hatte, und der späterhin von ihm in eine recht angenehme Lage versetzt wurde.

Folgen einer Unbesonnenheit.

Fraget Unglückliche und Mißvergnügte um die Ursache ihres betrübten Looses! Der bleiche und abgezehrte Bettler, aus dessen hohlen Augen Hunger stirrt — der tief gebeugte Vater und Gatte, den sein Weib verlassen, dessen emporgesträubtes Haar Kränkung über seine eigenen Kinder gebleicht, — jene Tausende von Opfern ihrer Leidenschaften und Vergehungen, welche im Jammer und Kerkern ihren Fehltritt beweinen — fraget sie, und mit bittern Thränen wird ihr Angstruf in den Lüften verhallen: „Gebt uns die verlornen

Jahre zurück! wir würden anders und besser leben; jugendliche Unbesonnenheit allein hat uns so elend gemacht!“

Und wenn ich einen Jüngling, mit der Morgenröthe des Glücks auf seiner Wange, das Feuer der Jugend im blitzenden Auge, aus dem väterlichen Hause heraustreten sehe und in die kalte und selbstsüchtige Welt, wo kein Ton der Liebe leitet und warnt; wenn ich dann seinen Vorsatz vernehme, wie er rasch und ermuthigt eingreifen will in den gewöhnlichen Gang der Dinge, welche er nicht richtig erkannt; wie er die zarte Brust entgegenstellt einer Menge von Kämpfen, und den kaum erstarkten Arm ausstreckt, um die Bahn seines Glücks sich zu ebnen: — da wird mir's weh um das Herz; ich möcht' ihn schützen und warnen; aber oft sind alle Segnungen der Liebe vergebens! Wie der Strom seine Beute ruhelos zu den Abgründen des Meeres mit sich reißt, so führt der Feuereifer der Jugend und ihre Unbesonnenheit häufig die schönsten Talente ihrem Untergange zu, und für ewige Zeit knickt oft ein einziger Frosthauch die Blüthe des Lebens. Ja, eben die bessern Menschen sind in gewissen Jahren den Fehltritten der Unbesonnenheit näher, als sie es ahnen, und es halte sich Keiner für sicher, dem ein warmes Herz in dem Busen und feuriges Blut in den Adern schlägt.

Auch hat oft die geringste Unbesonnenheit wichtige Folgen für das ganze menschliche Leben, und

wenige Minuten werden durch eine qualvolle Reihe von Jahren des elend gemachten Daseyns vergeblich bereut. Möchte doch das Schicksal des unglücklichen Heinrich de la Tude manchen unruhigen und unbesonnenen Jüngling bedächtlicher und besonnener machen! Es gibt nicht bald ein mehr warnendes Beispiel als das schreckliche Loos dieses Opfers eines einzigen Fehltrittes und unversöhnlicher Gegner!

*

Heinrich de la Tude war der Sohn eines französischen Gutsbesitzers, der als Lieutenant des Königs zu Sedan starb. Er bestimmte seinen geliebten Sohn zum Ingenieur, und sandte ihn unter seinen väterlichen Segnungen nach Paris, auf daß er sich in der Mathematik vervollkommne. Heinrich hatte einen offenen Kopf und ein gutes Herz, besaß aber jugendlichen Ehrgeitz und eine Kühnheit, welche das Unglück seines Lebens gegründet. Statt sich durch einen musterhaften Wandel, durch Fortschritte in den Wissenschaften und durch die gerade Bahn der Redlichkeit und Charakterstärke den Glücksweg zu öffnen, wählte er ein sonderbares Mittel der List, wodurch er sein Ziel schnell zu erreichen, sich auszuzeichnen und emporzuschwingen gedachte. Er wollte sich nämlich die Marquise von Pompadour, jene Weltgebiethende Begünstigte des Königs, verbinden. Zu diesem Ende

wählt' er den abentheuerlichsten Versuch von der Welt, gibt ein Schreiben an die Marquise auf die Post, in das er ein Pulver thut. Nun eilt er in den Pallast, ihr zu sagen: „daß er zwei Personen in den Tuillerien belauscht, welche von einem Anschlag wider ihr Leben gesprochen, und dann gesehen habe, wie sie ein Packet auf die Post gegeben, welches für sie bestimmt seyn und irgend ein feines Gift enthalten könnte.“

Die schwankende Aussage des Unbesonnenen und das Unwahrscheinliche der Sache ließen die kluge Marquise Verdacht gegen den Entdecker des vorgeblichen Komplottes schöpfen. Sie befiehlt ihm rasch, ihre Adresse niederzuschreiben. — Der unvorsichtige Jüngling thut es, — das Packet langt an, und die Aehnlichkeit der Handschrift läßt keinen Zweifel. Frau von Pompadour über diese Täuschung außer sich vor Wuth, befiehlt die Gefangennehmung des de la Tude, der alsbald auf die Bastille geschleppt, und — wie der größte Verbrecher, mit Fesseln belastet wird.

So unversöhnlich auch die erbitterte Gegnerin war, so würde er doch vielleicht bald seine Freiheit erhalten haben, hätte er nicht die ernsthaften Folgen der ersten Unbesonnenheit durch eine zweite, und viel größere, vermehrt. Er entspringt aus dem Gefängniße; setzt eine Bittschrift an eine hohe Person auf; schildert darin die Marquise mit den schwärzesten Farben, läßt sich über das Benehmen

mehrerer Staatsdiener aus, und zeigt am Schluße seinen Aufenthalt an. — Diesen kühnen und unbesonnenen Streich hat der junge Mann mit dem Glücke seines ganzen Lebens gebüßt; denn all sein Unglück, welches das Herz besserer Menschen erschüttern muß, war die Folge dieser zwei jugendlichen Unbesonnenheiten. La Tude ward neuerdings in Verhaft genommen, in die Bastille gesetzt und in einen Kerker geworfen, in welchem er Leiden ausstehen mußte, die er bisher kaum möglich gedacht hatte.

Nach einigen Jahren Gefangenschaft machte der Unglückliche neuerdings den Plan zu entfliehen. Man würde Mühe haben, es zu glauben, daß la Tude, der in der befestigten Bastille mehr Schwierigkeiten zu besiegen hatte, als der berühmte Trenk im Magdeburger Kerker, diesen Vorsatz in's Werk gesetzt habe, wenn nicht die Thatsachen in Paris allgemein bekannt, und die Werkzeuge, deren sich der Gefangene bediente, nach der Schleifung der Bastille öffentlich zur Schau ausgestellt worden wären. — La Tude verfertigte aus dem Vorrath seiner Wäsche eine Strickleiter, um alle die Gitter und eisernen Spitzen, welche in dem Schornsteine seines Gefängnißes angebracht waren, loszureissen, — eine Arbeit, die allein sechs Monate dauerte. Von dem Holz, das ihm und seinem Gefährten zur Erwärmung des Gemaches gegeben wurde, verfertigten beide eine Leiter; aus Wäsche und Kleidern Seile, welche 1400 Fuß lang wa-

ren; die Sprossen der Leiter überzogen sie mit dem Futter ihrer Kleidungsstücke, damit sie kein Geräusch machten. — Nach einer achtzehnmonatlichen, rastlosen Arbeit ist endlich alles vorbereitet, — die Flucht wird gewagt und — gelingt; La Tude entkommt unter tausend Gefahren bis Brüssel, von da bis Amsterdam; wird dort entdeckt, und auf Ansuchen des französischen Minister-Residenten neuerdings festgesetzt und — in die Bastille zurück gebracht.

Die schändliche Behandlung, welche der Unglückliche während dieser Reise erfahren mußte, empört jedes fühlende Herz und erregt den lebhaftesten Abscheu. Mit Frohlocken wurde er in einen unterirdischen Kerker geworfen, wo nichts als etwas feuchtes Stroh lag. Sein Zeitvertreib in dieser Leidensepoche bestand in der Abrichtung einiger Ratten, welche ihn in zahlreicher Gesellschaft umschwärmten, und im Spielen eines Flageolettes, das er aus einem Hollunderrohre, welches sich im Strohe vorfand, verfertigt hatte.

Kein Wunder, daß in einem so schrecklichen Aufenthalte sein Leben in Gefahr kam; der Gefangen-Wundarzt stattete hierüber Bericht ab, aber erst lange darnach als, bei einer Ueberschwemmung der Seine, la Tudes Kerker voll Wasser stand, brachte man ihn in einen der Thürme der Bastille, und nur deswegen, weil der Knecht, welcher ihm seine schlechte Nahrung brachte, sich sehr

darüber beschwerte, daß er allemal, wenn er zu ihm sollte, im Wasser waden müßte.

Eine weitere Beschreibung der Leiden des Unglücklichen gehört nicht an diesen Ort. Genug, daß er mit dem vier und zwanzigsten Lebensjahre in den Kerker geworfen, und im neun und fünfzigsten noch in demselben schrecklichen Aufenthalte getroffen worden war. Bei dem damaligen traurigen Stande der Dinge, wo Unordnung und Partheiwuth, Sorglosigkeit und Schwäche die Vollziehung und Ausübung der Gesetze hinderten — in dem schrecklichen Zeitpunkte, der ein ewig warnendes Beispiel jenen unruhigen Köpfen geliefert, die Umwälzungen wünschen, ward der Eingekerkerten gänzlich vergessen.

Der Präsident v. Gourgur hört endlich mit Erstaunen und Theilnahme, nachdem die Marquise v. Pompadour längst gestorben, die Lebensgeschichte des im Elend und Jammer ergrauten de la Tude. Er befiehlt ihm, dieselbe schriftlich aufzusetzen. Der Wärter, welcher diesen Aufsatz bestellen sollte, verliert ihn jedoch auf der Straße. Eine junge Frau, ohne Verwandte, ohne Vermögen, ohne Gönner, findet ihn; wird lebhaft gerührt durch die Schilderung eines so unerhört schrecklichen Looses; sie entschließt sich, alles zu versuchen, den Unglücklichen zu befreien, und führt mit seltener Standhaftigkeit, nach dreijährigen Bemühungen, ihren menschenfreundlichen Plan aus.

Frau le Gros — dies ist ihr Name — ein Name, der in den Annalen der besseren Menschheit nicht fehlen darf — verdient ihres Edelmuthes, ihrer unermüdeten Thätigkeit und ihres unerschrockenen Muthes willen, bei einer so menschenfreundlichen und ohne alle Hoffnung einer zeitlichen Belohnung ausgeführten Handlung, die Bewunderung Aller.

Am 22. März 1784 durfte la Tude, der als blühender Jüngling in das Gefängniß getretten — nun mit ergrauten Haaren, erblindeten Augen, gebückt und gelähmt — das Gefängniß verlassen. Noch hat ein Mann zu seiner Befreiung beigetragen, der ihm aber seinen Namen zu nennen verboth — la Fayette. Er brachte eine Subscription von zehn tausend Livres zusammen, wovon der Frau le Gros und dem la Tude, jedem eine Leibrente von 300 Livres gekauft wurde. Mehrere angesehene Personen vermehrten dieselbe um Vieles, und der würdigen le Gros wurde von der französischen Akademie der Tugendpreis zuerkannt.

Alles recht gut; aber armer la Tude! wer hat dir die verlorne Blüthe des Lebens, tausend durchjammerte Tage und Nächte, deine Gesundheit, deinen verlornen Glauben an die Menschheit ersetzt? — O meine jungen Freunde! leset diese Zeilen nicht, ohne, nebst dem Mitleiden, das ihr einem Unglücklichen schenket, auch eine nützliche Anwendung auf euch selbst zu ma-

chen. Wenn gleich unter dem Schirme einer wohlwollenden und geordneten Regierung die Strafe mit den Vergehungen stets im Einklange steht, und Unbesonnenheit von überdachten Vergehungen wohl unterschieden wird, — wie viele tausend Abgründe gibt es außer Elend und Kerker, in welche ein einziger rascher und unvorsichtiger Schritt die Hoffnungsreichsten stürzen und für's ganze irdische Leben verderben kann! Möchtet ihr doch immer überlegen und denken, bevor ihr handelt, und euch nie ein Haar breit von den Schranken der menschlichen und göttlichen Gesetze entfernen! — So wird euch auf keinem Lebenswege die schützende Hand der Vorsicht verlassen.

Hätt' ich Flügel!

Die Lerche seh' ich in blauen Räumen,
Ein Punkt nur, sich frei und selig träumen: —
O hätt' ich doch Flügel — hin durch die Lüfte,
Schwirrt' ich mit dem Aar über Gräber und Grüfte!

Da däucht mir in meinem düsteren Sehnen,
Als flüstert ein Engel in himmlischen Tönen:
„Lass' nur deine Seele nach Flügeln ringen,
Und schaffe, willst du, dir selber die Schwingen!"

„Der Herr liebt die Menschen, Er hat ihnen Leben,
Des Aares Schwungkraft und Freiheit gegeben.
Mit gutem Thun und redlichem Wollen
Kannst Schwingfedern für deine Seele hollen,
Bald roth wie die Rose, bald weiß wie der Schnee,
Erheben sie dich über irdisches Weh."

„Die Unthat aber ist Leim auf der Ruthe,
Und läßt sich zum Unreinen nieder der Gute,
So hilft kein Sträuben der glänzenden Schwingen,
Nicht Streben zur Höh', nicht verzweifeltes Ringen; —
Die Freiheit, das Glück, wozu du geboren,
Ist dann dir Getäuschtem für immer verloren.

Auf düstre Stunden Licht und Glück.

Es gibt Augenblicke im Leben des zufriedensten, heitersten Menschen, in welchen ihm alles plötzlich zum Eckel und das Daseyn beinahe zur Last wird. Ist er reich, so liegt solcher Stimmung die Fülle des Genußes; ist er arm, ein drückendes Entbehren und der Zusammenfluß alles dessen, was man Mißgeschick nennt, zum Grunde. In solcher Stimmung, die für den Tugendhaften und Frommen nur schnell vorübergehend ist, bedarf man einer Anregung von Außen, einer kleinen Veränderung in der, zur Gewohnheit gewordenen Lebensweise, und vor Allem eines, auf höhere Lenkung vertrauenden reinen Gemüthes. Wirklich scheint sich oft die Tücke des wandelbaren Glückes gegen uns verschworen zu haben, so daß es düstere Tage gibt, in denen Alles mißlingt; wo ein Verdruß den anderen jagt; die Gemüthsruhe flieht, edlere Gesinnungen wanken und die Kräfte erlahmen.

Vom Königsthron bis zum Hirtenstabe herunter, hat jeder Flecken im Leben seine Freuden und Qualen; denn Wenige bedenken, daß die Vorsicht nur deßhalb Leiden gegeben, um den Genuß des Glücks zu erhöhen; den Künstler aber,

dessen reitzbarer Seele tausend zarte Freudensblüthen winken, verwunden eben so viele Dornen, als er Rosen auf seinem steilen Pfade gepflückt. Für ihn gibt es eine Höhe des Glückes und Mißgeschicks, wovon der gewöhnliche Trost am gemeinen Lebenswege nicht einmal eine Idee zu fassen vermag, und die, welche ein lockendes Gestirn auf die steile Bahn des Schriftstellerlebens gezogen — wie viele Augenblicke der Aufregung, des Ueberdrußes und Kummers gibt es für diese geistigen Lebensfackeln, welche ein hartes Geschick ihr Aussenleben zu opfern zwingt, um Andern die Nacht des Daseyns zu erhellen, so wie das strahlende Licht am eigenen, Leben gebenden Mark zu zehren gezwungen ist!

Also hatte auch vielfältiges Mißgeschick seit einiger Zeit sich über das Haupt Alonzos, des Dichters, gesammelt und den lebenslustigen Mann düster gestimmt. Uneins mit sich, und grollend dem Menschengeschlechte, streift er, indessen die Zuversicht auf die Vorsehung in seiner verfinsterten Seele eingeschlummert war, unruhig und gramgebeugt in den fernen Umgebungen der Stadt herum, als ihn vor einem Landhäuschen ein Mann gewahrt, der bei seinem Anblicke stutzt, einen Augenblick mit sich selber kämpft, dann aber vor den Düsteren tritt und ihn mit herzlichen Worten in sein Haus zu treten ersucht.

Der Ton seiner Stimme, gewisse Züge des Gesichtes, scheinen dem Sänger bekannt, während

doch keine bestimmte Erinnerung in seinem trüben Geiste hervortritt. Ermüdet von dem zwecklosen Umherstreifen und durch die freundlichen Worte milder erregt, nimmt er jene Einladung an. Er findet im reinlichen Gemache eben den Tisch zum Abendessen gedeckt. Die muntere Frau seines Wirthes und zwei liebliche Kinder tragen durch ihr Benehmen vieles bei, den Fremden zu fesseln. Er dünkt sich unter längst Bekannten, folgt dem Zuspruch der Landleute, setzt sich mit an den Abendtisch. Das frugale Mal, die harmlose Mittheilung, die heitere Laune seiner Umgebung, flächen die Furchen seiner Stirn und mildern die Züge seines Gesichtes. Als nach geendigtem Male die Kinder seelenvergnügt von dem Tische springen, Vater und Mutter herzen, und den düsteren Sänger, wie einen alten Freund, küssen, wird ihm das Herz weich, und er spricht sehnsuchtsvoll zu seinen fröhlichen Wirthen: „Ach! wie seyd Ihr so glücklich!“

„Wir sind es“ entgegnete, als sich die Kinder lärmend entfernt hatten, der heitere Alte, zusehends ernster werdend; „und diese Freude, das Daseyn selbst, verdanke ich nächst Gott, Euch nur allein!“

Erstaunt sieht ihn Alonzo an. Doch der Unbekannte fährt so fort in seiner einfachen und herzlichen Rede: „Freilich war jener Morgen düster, an dem Ihr über die Ludwigsbrücke geeilt, wo, sich einsam denkend, und verlassen von Gott und

den Menschen, ein Kaufmann an das Geländer klammerte, — ein Unglücklicher, welchen der, ihm unvermeidlich dünkende Fall seines Hauses und Mangel an Zuversicht auf Gott, zu dem schrecklichen Entschluße gebracht hatten, den Tod in den Wellen zu suchen. Als er, sich unbemerkt wähnend, eben in den Fluß springen will, faßt ihn Euer Arm. Der Verzweifelnde erschrickt, bekennt Euern milden Fragen all seinen Jammer, und Ihr gabt ihm weise Mahnung und Trost. „Unglücklicher!“ spracht Ihr, „scheint Euch ein kurzes, schmachvolles Daseyn schwerer zu tragen, als eine schreckliche Ewigkeit? Wißt Ihr nicht, daß der Menschen Loos wandelbar, und Gott im Mißgeschick immer viel näher ist, als der zweifelnde Schwächling oft glauben will! — Es wird besser mit Euch werden, seyd nur ein Mann, und vor allem ein Christ!“

Dieß spracht Ihr, und noch anderes mehr, edler Mann! Der Unglückliche, welcher in seiner Verblendung als Selbstmörder enden wollte, war Ich. Als Ihr mich zerknirscht und in tiefen Gedanken verließet, brach ein herrlicher Morgen an. Die Schönheit dieses Schauspiels mehrte meine Rührung, gab mir Vertrauen auf Gott, und gestärkt kehrte ich, ergeben in mein Loos, nach Hause zurück.

Ich hatte die Unglücksschläge, die mich seit länge-

rer Zeit getroffen, nicht verschuldet. Freunde hatten mich getäuscht; Menschen, denen ich Vertrauen geschenkt, auf eine unverantwortliche Weise schmählich betrogen. Ich überlegte meine Lage ruhig, und siehe da, ich fand, daß sie bei weitem nicht so trostlos sey, als ich in aufgeregter Stimmung sie mir geträumt hatte. Wenn mir mein Hauptgläubiger einen Jahrescredit schenkt, so war ich gerettet. Er kommt zu mir — ich spreche besonnen, vertrau' ihm meine Lage, lass' ihn Einsicht nehmen in meine Bücher; er überzeugt sich, daß ich noch zu retten; sein Interesse knüpft sich an meines — mir war geholfen!

Ueber Jahresfrist war der Sturm gänzlich gebändigt. Ich zog den kleinen Ueberrest meines Vermögens aus dem ungewissen Handelsgeschäfte, kaufte dieses Haus samt mehreren fruchtbaren Gründen, und zog ein beschränktes, doch sicheres Leben dem unruhigen Gewerbe des Kaufmanns vor.

Mit einiger Besorgniß hatte ich diesen Entschluß ausgeführt. Meine gute Frau war eine höhere Lebensweise gewohnt; ich selbst habe einst ein bedeutendes Haus geführt; ängstlich blickte ich anfänglich auf den nun ärmlichen Wirkungskreis hin; — aber unsere Erwartungen sind weit übertroffen worden! Wir sind nie so glücklich gewesen. Fern von den Scorpionen des Ehrgeitzes und der selbstsüchtigen Berechnung, von den Schlangen des Stolzes und der Habsucht, leben wir uns selbst und unseren Kindern, mit Wenigem zufrieden und

durch unser Bewußtseyn beglückt. Ich hatte bei meiner ängstlichen Sucht, Geld zusammen zu raffen, tausend selige Freuden, welche ein ruhiges Bewußtseyn und die Tugend gewähren, entbehren müssen, und in dem geräuschvollen und bewegten Leben war mir, sogar die leiseste Idee von dem Genuße eines stillen und häuslichen Glückes verloren gewesen.

Nicht oft genug kann ich nun bessere Menschen darauf aufmerksam machen, wie keine Lebenslage in der Welt so trostlos und kummervoll ist, daß nicht ein einziger Augenblick sie ändern und plötzlich erheitern könne!

Reifes Nachdenken hat mich überzeugt, daß es für den Menschen nur ein, im Innern bestehendes, dauerndes Glück gibt — ein Glück welches er immer und überall finden kann, und daß gerade jenes Anhäufen von Leiden, jene wiederholten Schläge des Mißgeschickes, die oft den ganzen Lebenshorizont mit finsterer Nacht bedecken, die Vorläufer einer günstigen Glückswendung sind, gleichwie, bei der äußersten Schwüle an einem Sommertage, das rasche Aufthürmen der, von allen Seiten herbeiströmenden Wolken, das Leuchten der Blitze und das Rollen des Donners den herrlichsten Genuß einer bald beruhigten Natur verheißen."

„Es wollte mir vor Kurzem dünken," fuhr der Zufriedene nach einem scharfen, aber

freundlichen Seitenblick auf den errötheten Gast fort, „als wäret ihr nicht in der heitersten Laune diese Wege gewandelt. Was es auch seyn mag, Freund! das Euch betrübt, bedenket mein Loos und Eurer, zur guten Zeit gespendeten Lehre! Ein Mann von Geist und Gemüth kann wohl für wenig Augenblicke gebeugt, aber niemals erdrückt werden. Der Mensch — im Besitze der Tugend, beschirmt von Weisheit, und gerüstet mit einem edleren Sinne, ist immer größer, als jedwedes Geschick auf der Erde!“

Der Sänger reichte dem biedern Wirthe die Rechte, versetzte nichts auf seine herzliche Rede; aber sein heiterer Blick und die lächelnde Miene bewiesen, daß er, versöhnt mit sich selber und heiter, wieder dem schönen Leben entgegen trete, wie die Sonne sich aus den stürmenden Wolken erhebt und segenstrahlend auf den freundlichen Erdenrund leuchtet, welchen eine allwaltende Vorsicht beschirmt, und auf dem jedwedes Uebel nur zur Stufe auf der Glücksleiter dient.

Die dich kränken, liebe.

Allegorie.

Dieselbe Erde, wo vor wenig Tagen,
Er eine Menge reifer Frucht gefunden,
Zerwühlt, zerhackt, trotz den erpreßten Klagen,
Der Landwirth abermahl mit tausend Wunden.
Sein Pflug zerreißt die Aechzende in Stücke,
Ihr wundes Fell zerkratzt der Egge Zahn,
Der Rosse Huf tritt schwer in jede Lücke,
Und niemand hört ihr Fleh'n um Mitleid an.
Da schweigt sie lieber still, hört auf zu weinen,
Verzeiht dem Landmann die erneuten Peinen,
Und bietet ihm mit ganz versöhntem Herzen
Nach Monden neue Frucht für jene Schmerzen.

*

Und wenn, o Bruder, wenn sie mit Gefühlen,
Den edelsten, im kalten Scherze spielen,
Wenn unsre Brust an tiefen Wunden litt,
Und Mancher auf das Herz uns grausam tritt:
Da blicken wir, wenn wir gedrückt uns wähnen,
Zur Erde oft, die Augen voller Thränen.
Sieh', Bruder, und die Erde ist so gut!
Wo bleibt denn unsre Größe, unser Muth?
Für sie soll nur der Liebe Segen sprießen
Aus jenen Herzen, die sie kalt zerrissen!

Alexanders Ordnungsliebe.

Die Ordnungsliebe und ungemeine Nettigkeit dieses unvergeßlichen Kaisers der Russen zeigte sich auch an den unbedeutensten Kleinigkeiten. Alle Tische und Bureaux, an welchen er arbeitete, waren Beweise davon, und er duldete auf ihnen nicht die mindeste Unordnung; nicht ein Stäubchen oder Papier, was nicht zu seinen Schriften gehörte. Er selbst reinigte und ordnete alles, was er gebraucht hatte. Auf allen seinen Schreibtischen lag ein Battisttuch und zehn neu geschnittene Federn, die durch andere ersetzt wurden, hatten sie auch nur zu Einem Namenszuge gedient. Für die tägliche Erneuerung dieses Artikels wurden jährlich drei tausend Rubel bezahlt. — Sehr naiv sagt bei Berührung dieses Umstandes ein Schrifsteller: „So oft ich eines der kaiserlichen Appartements betrat, war es nicht die Macht und Größe ihres Bewohners, um die ich ihn beneidete, sondern die zehn herrlichen Federn, die zum Schreiben einluden und den Gedanken an das fatale Federmessen gänzlich beseitigten."

Der Tod des Grafen von Egmont.

Schon im eilften und zwölften Jahrhunderte traten die Niederlande, durch zahlreiche und gewichtige Privilegien vor den Nachbarstaaten begünstigt, in der Geschichte, ein mächtiger und glücklicher Verein, glänzend hervor. Besonders genoß Brabant, nebst segenreichen Begünstigungen, alle möglichen Vortheile, welche der Welthandel biethet. Die Privilegien dieser Provinz wurden für so kostbar geachtet, daß viele Mütter aus den angrenzenden Distrikten dahin zogen, um ihre Kinder, nun in Brabant geboren, aller Vortheile dieses glücklichen Landes theilhaftig zu machen, gleichwie man Gewächse eines rauheren Himmels in einem mildern Erdreich veredelt. Und wirklich, es war ein Stern des Glückes für diese Länder erstanden, welcher wenigen andern in solchem Glanze erschienen. Das Genie der Niederländer, durch den Geist des Handels und den Verkehr mit so vielen Völkern entwickelt, glänzte in nützlichen Erfindungen; im Schooße des Ueberflußes und der Freiheit reiften alle edleren Künste; ganz Portugal richtete in Bra-

baut seinen Stappel auf; die Spezereien von Kalikut prangten auf dem Markt zu Antwerpen; hieher flossen die ostindischen Reichthümer, womit die spanische Trägheit den niederländischen Kunstfleiß bezahlte; hieher brachte die Hansa ihre nordischen Waaren; und die weltberühmte englische Compagnie hatte hier ihre Niederlage. Kunst und Natur schienen in diesem gesegneten Lande ihren ganzen Reichthum zur Schau auszulegen, und dieß war eine prächtige Ausstellung des Schöpfers und der Menschen! *)

Antwerpen zählte damals einmal hundert tausend Bewohner. Das fluthende Leben, die Welt, die sich hier drängte, übersteigt allen Glauben. Zwei bis dritthalbhundert Maste, erschienen öfters auf einmal im Hafen, und kein Tag verfloß, wo nicht wenigstens fünf hundert Schiffe kamen und gingen. Täglich fuhren zwei hundert und mehr prächtige Kutschen durch die Thore; in jeder Woche langten aus Deutschland, Frankreich und Lothringen mehr als zwei tausend Frachtwagen an, die Bauernkarren und Getreidefuhren nicht mitgerechnet, deren Zahl nicht selten über zehn Tausend stieg. Man kann sich von den Hilfsquellen dieses beglückten Volkes eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß die außerordentlichen Steuern, welche Karl *II.* in seinen vielen Kriegen benöthigte, auf vierzig Millionen Goldes gerechnet wurden. Mit Recht empfahl

*) Siehe Schillers Abfall der Niederlande.

daher Karl am Tage seiner feierlichen Thronentsagung seinem Sohne die Niederlande als den reichsten und kostbarsten Stein seiner Krone.

Unter Philipp *II.* Regierung änderte sich aber dieser blühende Zustand auf eine schreckliche Art. Religionsstreitigkeiten und ein, von verruchten Menschen wild aufgeregter Geist der Widersetzlichkeit brachte alles in Unordnung und Aufruhr. Der Glücksstern, welcher so lange strahlend auf dem Horizonte der Niederlande geglänzt, ging wohl für immer unter; Handel und Wandel lag darnieder; die Schiffe verschwanden aus den Häfen; der Künstler aus seiner Werkstätte; der Landmann aus den verwüsteten Feldern. — Könnte man es doch den Unerfahrnen mit lauter Stimme zurufen, daß kein Verlust schrecklicher und dem eigenen Wohlstand gefährlicher ist, als der des Vertrauens auf die Regierung und daß der Versuch zur Selbsthilfe und zum Umsturz bestehender Verfassungen immer das Unglück und Verderben der Völker selbst nach sich ziehe; daß die, welche Selbstsucht oder Ehrgeitz zu verrätherischen Umtrieben verleiten, ihr Verbrechen immerdar büssen und in ihren Fall noch oft Minder-Schuldige und Verführte verflechten, deren Fluch ihrer Asche folgt. Die Geschichte hat uns kein einziges Beispiel bewahret, daß ein Volk, oder auch nur einzelne Ehrgeitzige, auf solchem Wege für die Dauer ihr Schicksal verbessert, und es ist unbegreiflich,

wie die Gemälde des grenzenlosen Elendes und des erschütternden Jammers nicht als warnende Gespenster unglückselige Brauseköpfe von dem gähnenden Abgrund zurückgeschreckt haben!

Ein, der Schuld Anderer gebrachtes Opfer ist in jener unglückseligen Zeit auch Lamoral Graf von Egmont gefallen: — Egmont, den Göthe für die Kunst, wie das Schicksal für die Geschichte, verewigt! — Er war aus einer angesehenen holländischen Familie geboren, hatte sich frühzeitig den Waffen gewidmet und schon unter Karl *V.* im zwei und zwanzigsten Lebensjahre ruhmvolle Lorbeere in gefährlichen Kämpfen errungen. Als General der Kavallerie zeichnete er sich unter Philipp *II.* in den Schlachten von St. Quentin und Gravelines vorzüglich aus. In seinem Aeusseren schön, kraftvoll, gewandt, von angenehmen, gebildeten Geiste, war er der Liebling und Stolz jener Länder, welche ihn den Ihrigen nannten.

Kein Wunder, daß der Prinz von Oranien und dessen Anhänger, die Häupter der Unruhigen, nichts unterließen, den gefürchteten Arm jenes kriegerischen Egmont, des Lieblings des Volkes, zu gewinnen. Der Graf beging die Unvorsichtigkeit, sich nicht entschieden und öffentlich gegen die Zumuthungen des Prinzen auszusprechen. Obgleich er später seine Anhänglichkeit an die spanische Krone und die katholische Religion beschwor, und, seiner guten Sache bewußt, bei der Annäherung des spanischen Heeres nicht, wie Oraniens Partheigän=

ger, Brüssel verließ, sondern alles, was in seinen Kräften lag, zur Herstellung der Ruhe verwandte, so war doch dieß nicht genügend, den, gegen ihn aufgeregten Verdacht, und vor allen den persönlichen Haß des grausamen Herzogs von Alba, dem er in Kurzem ein mitleiderregendes Opfer fallen sollte, zu tilgen.

Als Alba, der neue Statthalter, in Brüssel eingerückt war, ließ er sogleich den Grafen Egmont mit mehreren Adeligen gefangen nehmen, und sie unter einer Bedeckung mehrerer tausend spanischer Soldaten nach Gent abführen, wo sie ins Gefängniß geworfen und des Hochverraths angeklagt wurden. Egmont, welchen Albas Haß am grimmigsten traf, beantwortete die 82 Punkte seiner Anklage, worin selbst die unbedeutensten Handlungen des Angeklagten übel ausgelegt wurden, auf das Befriedigendste; verlor jedoch die, zur Beibringung einiger wichtigen Zeugniße gestatteten Frist mit unnützen Protestationen gegen die Rechtmäßigkeit seines Tribunals. Indessen hatte Egmonts Gemahlin, eine geborne Herzogin von Bayern, die ihn auf das zärtlichste liebte, alles Mögliche zu seiner Rettung versucht, sich an den König von Spanien, an die Reichsfürsten und den Kaiser gewandt, selbst von Einer Seite die Versicherung, daß für das Leben ihres Gemahles nichts zu befürchten sey, erhalten; — aber alles vergeblich! Die geschäftige Eile der erbitterten Richter zerstörte alle Hoffnungen. — Des Angeklagten Tod

war beschlossen — und Egmonts tapferes Haupt fiel am 5 Juni 1568.

Der unglückliche Graf wurde unter der nämlichen Bedeckung wieder von Gent nach Brüssel zurückgebracht und in das Stadtgefängniß auf dem Markte gesetzt. Nachts, am 4. Juni, wurde ihm das Todesurtheil überbracht, nachdem er schon zur Ruhe gegangen war. — Wem fallen hier nicht die Worte des Fürsten deutschen Sanges ein, welche bei dieser Gelegenheit mit so vieler eindringender Wahrheit die Empfindungen des überraschten, noch immer Rettung hoffenden Opfers verkünden. „Keine Rettung! — Süsses Leben, schöne, freundliche Gewohnheit des Daseyns und Wirkens! von dir soll ich scheiden! so gelassen scheiden! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräusch der Waffen, in der Zerstreuung des Getümmels gibst du mir ein flüchtiges Lebewohl; du nimmst keinen eiligen Abschied, kürzest nicht den Augenblick der Trennung! Ich soll deine Hand fassen, dir noch einmal in die Augen sehen, deine Schöne, deinen Werth recht lebhaft fühlen, und dann entschlossen mich losreissen und sagen: Fahre hin!“

Als der Bischof von Ypern den Auftrag erhielt, dem gefangenen Grafen das Todesurtheil zu verkünden, warf er sich dem Herzog von Alba mit thränenvollen Augen zu Füßen, und bath um das Leben des Unglücklichen — wenigstens um Auf=

schub der Vollziehung des Urtheils. Der Zorn des Herzogs entbrannte aber gegen den Verkünder des Friedens; er rief: „daß man den Bischof nicht darum gerufen, um gegen die Sentenz zu sprechen, sondern um die letzten Stunden des Verurtheilten durch seinen Zuspruch zu erleichtern.*)

Das Urtheil von dem Herzoge von Alba und seinem Sekretär Pranz allein unterzeichnet, lautete: „Graf Egmont soll mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode gebracht; sein Haupt auf einen Sperr gesteckt und von demselben ohne ausdrücklichen Befehl des Statthalters nicht herab genommen werden.“

„Das ist ein wahrhaft strenges Urtheil!“ erwiederte Graf Egmont erschüttert und bleich. „Ich glaubte, meinen König nicht so schwer beleidigt zu haben. Muß es so seyn, so unterwerfe ich mich meinem Schicksale, und will den Tod mit gefaßter Seele leiden, weil es Gott und dem König also gefällt!“ Er beichtete nun dem Bischof, hörte seine Messe, sprach jedes Wort des Priesters mit tiefer Andacht nach, und fragte zum Ende: welches Gebeth der katholischen Christen wohl das Beßte und Rührendste wäre. Da ihm der Bischof antwortete, daß keines eindringlicher und erhebender sey, als das, welches uns der Erlöser selbst gelehrt, bethete er das Vater unser

*) Siehe Fr. v. Schillers Memoiren über die Verurtheilung der Grafen von Egmont und Horn.

mit lauter Stimme und tiefer Rührung, auf den Boden der Kapelle des Gefängnißes hingestreckt.

In sein Gemach zurück gekommen, erfüllte ihn der Gedanke an seine Gattin und Kinder mit erschütternder Lebendigkeit. Er begehrte Feder und Dinte, schrieb einen zärtlichen Brief an seine Gemahlin, worin er ihr Vergessenheit alles Geschehenen und Sorgfalt für die Kinder empfahl; dann in den letzten Minuten seines Lebens einen zweiten an den König von Spanien, welcher so lautete:

„Ich habe das Urtheil angehört, welches Eure Majestät über mich aussprechen ließen. Ob ich gleich immer weit davon entfernt gewesen bin, etwas gegen die geheiligte Person, oder den Dienst Eurer Majestät, so wie gegen die katholische Religion, zu unternehmen, so unterwerfe ich mich dennoch dem traurigen Schicksale mit Geduld, welches Gott über mich verhängt hat. Habe ich während der vergangenen Unruhen etwas gethan, was meinen Pflichten zu widerstreiten scheint, so ist es gewiß in der beßten Meinung geschehen und mir nur durch den Zwang der Umstände abgedrungen worden. Deßhalb bitte ich Eure Majestät, es mir zu vergeben und mit meiner unglücklichen Gattin und meinen armen Kindern Erbarmen zu tragen. In dieser festen Hoffnung empfehle ich mich in die unendliche Barmherzigkeit Gottes."

Zwischen dieser Zeit hatte man auf dem Markte zu Brüssel ein Schaffot aufgeschlagen, und das=

selbe mit schwarzem Tuche bedeckt. Eine zahlreiche Wache umgab diesen Schauplatz des Schreckens.

Um zehn Uhr Morgens erschien die spanische Wache im Gefängniße des Grafen, man wollte ihm die Hände binden, er verbath es sich aber und erklärte: daß er zu sterben wisse. Von seinem Wams hatte er sich selbst den Kragen abgeschnitten, um die Enthauptung zu erleichtern. Er trug einen schwarzen sammtnen Mantel, reich mit Gold verbrämt. So erschien er männlich und gefaßt, von dem tief ergriffenen Bischofe von Ypern zur Todesstätte geleitet.

Der Graf wollte eine Anrede halten. Als ihm aber der Bischof die Besorgniß mittheilte, daß seine Worte die erhitzten Gemüther nur reitzen und seine Freunde ins Verderben stürzen könnten, ließ er davon ab, ging einige Mahle festen Schrittes am Schaffote auf und ab, und beklagte, daß ihm sein widriges Schicksal nicht vergönne, „einen edleren Tod für den König und das Vaterland zu sterben;“ dann kniete er auf das Kissen nieder und schickte sich zum letzten Gebeth an. Der Bischof ließ ihn das Kreuz des Erlösers küssen, ertheilte ihm die letzte Oelung, worauf ihm Egmont ein Zeichen gab, ihn zu verlassen. Nun trat der Scharfrichter, der unter dem Schaffote verborgen gewesen war, hervor, und mit der Fassung eines Mannes, der zu sterben weiß, und jenseits einen mildern Richter erwartet, empfing der Unglückliche den tödtlichen Streich. — Egmont

starb im sechs und vierzigsten Jahre seines Alters.

Ueber den Leichnam und das strömende Blut wurde ein schwarzes Tuch geworfen. Ganz Brüssel, welches sich an das Schaffote drängte, fühlte den tödtlichen Streich mit, und ein gemeinsamer Schrei unterbrach die bisher drückende grauenvolle Stille. — Der französische Gesandte berichtete jenes traurige Ereigniß seinem Hofe mit den Worten: „Ich habe das Haupt, welches Frankreich zweimal zittern machte, fallen gesehen.“

Die Familie des unglücklichen Grafen erhielt späterhin alle ihre Güter, Lehen und Rechte, welche, vermög dem Urtheile, dem königlichen Fiscus anheim gefallen waren, wieder zurück. Doch schon im Jahre 1707 verblich der letzte Zweig dieses beklagenswerthen Stammes.

Der Tod Egmonts gab seinen Nachkommen zwei gewichtige Lehren: Treu und fest an dem Vaterland und dem Herrscher zu halten; — diese eines wackeren Staatsbürgers so würdige Gesinnung in allen Umständen und Lagen unverhohlen zu wahren und auszusprechen und vor allem den Schein eines zweideutigen Benehmens zu meiden, wenn heilige Pflichten und geleistete Eide Opfer erheischen.

Bist du klug, gewandt, bescheiden,
Kannst dir manchen Stoß vermeiden,

Theobald, ein junger Mann, den manche seltene Eigenschaft auszeichnete, litt an jenem Fehler unserer Zeit, an welchem so viele Jünglinge kränkeln, — einer unleidlichen Anmassung und kaum erträglichen Hoffart. Nichts war so erhaben und ausgezeichnet, über das er sich, im Uebergefühl seiner Jugendkraft und im gesteigerten Bewußtseyn seiner Talente, nicht weit hinaus gesetzt hätte. Er sprach streng und entscheidend ab, und fiel über Jeden, der es wagte, anderer Meinung zu seyn, gleich einem ritterlichen Unholde, kampfbereit her. — Die natürliche Folge hievon war, daß er errungene Auszeichnungen, Rang und Verdienst kaum etwas schonte, und von Männern, die hoch über ihn standen, in so leichtem und herabgestimmten Tone sprach, als hätten sie sich längst um seine Gunst und Freundschaft beworben.

So begegnete er einst auch dem alten Sigismund, bei welchem er vor mehreren Jahren Unterricht genossen. Die Freude des ergrauten Meisters, einen seiner Zöglinge wieder zu sehen, wurde

durch das unüberlegte Benehmen desselben ziemlich heruntergestimmt. Der, wenig Tage erst der Schule entlaufene, zwei und zwanzig jährige Weise hätte den Rang eines Ministers im Staate bekleiden dürfen, so hoch blickte er auf den einfachen, im mühevollen Beruf ergrauten Lehrer herab. Als nun dieser nach Theobalds künftiger Bestimmung forschte, fand der Hochmüthige eine erwünschte Bahn für seine absprechenden Urtheile offen. Er ging zuerst die gebildeten Stände kritisch durch, fand fast jeden unter seinen Kenntnissen und seiner Denkweise; bekannte endlich, daß er zwar noch keine Art von öffentlicher Bedienstung angenommen habe, daß man auf ihn aber täglich mit Anträgen losstürme, und, wie es nur von ihm selbst abhänge, diesem Rathsmitglied und jenem Präsidenten durch die Zustimmung auf ihre Werbungen die angenehmste Ueberraschung zu machen.

Nach solchen Aeußerungen, bei welchen man ihm das Vergnügen, sich selbst reden zu hören, leicht ansehen konnte, brach er über den Lehrmeister los. „Wie kommt es, Herr Sigismund!“ sprach er mit der Miene eines Beschützers, „daß Sie, bei so manigfaltigen Kenntnißen, es nicht weiter gebracht haben, als daß Sie, ein pensionirter Hauslehrer, weit unter der Sphäre, auf die Sie Ansprüche hätten, ein beschränktes und einflußloses Leben führen?“

Auf diese unzart gestellte Frage versetzte der alte Freund, der nun erst zum Worte kommen

konnte, wie es schien, absichtslos und unbefangen: „Ich zweifle nicht, lieber Theobald, daß Sie die Meinung, jeder Jüngling sey der Selbstgründer seiner künftigen Lage im Leben, theilen werden. Ob ich gleich in dem mäßigen Loose, in welchem ich mich befinde, mich glücklich fühle, so muß ich doch immer gestehen, daß es nur an mir gelegen gewesen, in eine höhere Sphäre überzutreten; noch mehr, ich bekenne, daß es Stunden gibt, in welchen ich es bereue, die Gelegenheit, die sich mir gebothen, meiner Thorheit geopfert, und mein Glück in jugendlicher Unbesonnenheit mit Füssen getreten zu haben Eine einzige Minute meines Lebens hat mich strenge verurtheilt, eine Bestimmung zu wählen, in welcher, außer mir, kaum aus Tausenden Einer sich nicht arm und mißvergnügt fühlen würde.“

Theobald sah den treuherzigen Meister mit weit geöffneten Augen an, und seine neugierige Miene bath verständlicher, als es ein Wortschwall gethan haben würde, um Aufklärung des unbegreiflichen Räthsels.

„Ich war ein feuriger, durch manche wissenschaftliche Erfolge emporgehobener Jüngling,“ fuhr Sigismund fort; „Meine nicht unangenehme Gestalt, ein gewisser Tact im Umgang, und manigfache Talente gewannen mir schnell die Herzen. Oft schlug mit schmeichelndem Tone die Weissagung an meine Ohren: „Der bringt es noch höher im Leben!“ Kein Wunder, daß mich dieß

alles berückte. Es ist auch fürwahr nichts leichter, als in jungen Leuten Eitelkeit und Stolz zu erregen. Ich gefiel mir, mich vor Andern wichtig zu machen, sah mich überaus gerne beneidet, und hegte Träume von der Zukunft, die meinen Ehrgeitz bis zum Schwindel erhoben.

Wirklich schien sich die mir gestellte Weissagung bald zu erfüllen. Der Studienrektor, welcher zugleich Rath und Günstling unseres Fürsten war, hatte seine Aufmerksamkeit auf mich gewendet, mich endlich sogar lieb gewonnen. Ich war gewandt genug, ihm gegenüber, weder etwas von meiner Anmassung, noch von jenen Träumereien merken zu lassen, mit welchen ich Solche, über deren Einsicht ich mich erhaben wähnte, zum Kitzel meiner Eitelkeit zu quälen verstand. So kam es, daß der einflußreiche Gönner für meine Zukunft besorgt war, und mir Beistand in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens verhieß.

Ich hatte aber kaum meine Studien geendet, so rief er mich, nachdem er die sämmtlichen Mitcollegen entlassen hatte, und sprach also: „Für Sie, Sigismund, will ich, in Anerkennung Ihres Eifers für die Wissenschaften, väterlich sorgen. Unser gnädigster Fürst hat mir die Empfehlung eines verläßlichen jungen Mannes zur Sekretärsstelle bei höchstseiner Person aufgetragen, da jener Beamte, welcher diesen Posten bis jetzt versehen, in den Rath übergetreten ist. Diese Stelle ist nicht nur an sich einträglich und einflußreich, son-

dern öffnet auch die Bahn zu den ehrenvollesten Bedienstungen im Lande. — Sie setzt einen ernsten, bescheidenen Charakter, Mäßigung und Ruhe voraus. Seine Durchlaucht wählen nur aus dem Grunde einen jungen Mann für diesen Posten, weil Sie erwarten, daß er, fügsamer, als das Alter ganz in Ihre väterlichen Ansichten eindringen und jene zarte, menschenfreundliche Haltung sich leicht aneignen werde, die in jugendlichen Herzen, welche noch nicht der Frost rauher Erfahrung erkältet, leichter zu gründen ist. Ich halte Sie für bescheiden, für weise genug, um meinem Vorschlage Ehre, und der menschenfreundlichen Erwartung des Fürsten Erfolge versprechen zu dürfen. Genug, Sigismund! Ich werde Sie morgen Seiner Durchlaucht selbst vorstellen.“

Ich weiß nicht, ob ich über die Güte meines Gönners tiefer gerührt, oder von den herrlichen Aussichten, die sich mir öffneten, höher erhoben war. Es gefiel dem Rektor, mir einen öffentlichen Ort zu bestimmen, an dem er mich am nächsten Tage zur sichern Stunde zu treffen und in den fürstlichen Pallast zu führen gedachte. Ich stieg nun in meinen Gedanken immer höher in der geöffneten Laufbahn. In einer Stunde nach dem Gespräche mit meinem Gönner dünkte ich mich schon geheimer Rath; Abends saß ich als Präsident im grossen Collegio, und in der schlaflosen Nacht gab ich als erster Minister mit stolzer Haltung, an zahllos herbeigeströmte, tief gebückte Clienten huldreich Audienz.

Mit ausschweifenden Hoffnungen erfüllt, von kindischem Uebermuth beseelt, alles erwartend und an nichts verzweifelnd — wie das jungen Leuten, welche die Welt nicht kennen gelernt und keine bitteren Erfahrungen gemacht haben, so ganz eigen ist, trat ich, etwas vor der bestimmten Stunde, am nächsten Tage in dem angezeigten öffentlichen Orte ein.

Zu meinem Unglücke waren nebst vielen Fremden zwei Jünglinge gegenwärtig, die mit mir die Studien vollendet und manchmal meinen Ehrgeitz beleidigt hatten. Ein Pfau entfaltet am wonnenreichen Frühlingsmorgen nicht mit mehr Selbstgefallen seine prachtvolle Zierde, als ich mit vornehin gnädiger Miene, dummstolz und von kleinlicher Leidenschaftlichkeit geblendet, die Staunenden von meinem Glücke unterrichtete. „Ich bin geheimer Sekretär des Herzogs“ sagte ich, mich bäuerisch blähend, „der Studienrektor hat den Befehl, mich dem Fürsten nun vorzustellen. Haben Sie etwas bei Hofe zu suchen, vor Allen an mich gewandt!“ Nun warf ich einen finstern Blick nach der Thür, und rief, so daß es Alle hören konnten: „Wo doch der Rektor bleiben mag; die verabredete Stunde ist längst verflossen; das kann ihm Nachtheil bringen; Unpünktlichkeit liebe ich nicht!“

In demselben Augenblick, als ich so thöricht und unziemlich sprach, sehe ich um mich — welch ein Schrecken! ich hatte den Rektor nah' an mei-

ner Seite, in meiner Verblendung, nicht gewahrt; er steht, gleich erstaunt, wie erzürnt, nun vor mir, das feste Auge durchbohrend auf mich gewandt. Das Blut steigt mir in den Kopf, meine Augen schwindeln, ich fühle das Unziemliche, Undankbare, Lächerliche meines Betragens; — ich hätte vor Scham und Aerger todt in die Erde sinken mögen.

Nur dunkel tönte dann zu meinen Ohren des, für immer verlornen Gönners ernste und strafende Rede: „Unbesonnener junger Mensch! wie könnte es mir einfallen, das Wort für einen Thoren zu führen, dem Bescheidenheit und Einsicht in einem solchen Maße gebrechen, und dessen lächerliche Anmassung zu den gefährlichsten Mißgriffen führen könnte. Lernen Sie sich vorerst selbst kennen; es gibt Tausende, die Ihnen nicht nur an wissenschaftlicher Bildung gleich kommeu, sondern Sie an natürlichem Verstande, wie an Güte des Herzens, weit übertreffen."

Ich weiß nicht, wie ich aus dem unglückseligen Orte gekommen. Obgleich ich nur aus Unbesonnenheit gefehlt, so war diese Verirrung doch von nachtheiligen Folgen begleitet. Ich hatte Niemand mehr, der mich in Schutz nehmen wollte; auch blieb ich für lange Zeit abgeschreckt, einen energischen Versuch zur Begründung meiner Zukunft zu wagen. Scheint es doch so wahr, daß jedem Menschen die Gelegenheit zu seinem Glücke nur einmal entgegen komme, und daß sie nie wieder erscheine, wenn sie unbe-

nützt vorübergeflogen! — Betrachten Sie dieses, junger Freund! als die Veranlassung zu meiner Lebensweise und entnehmen Sie aus diesem, Ihrer Frage entgegneten Geständnisse, daß Eitelkeit, Hoffart und Anmassung für junge Leute die gefährlichsten Klippen, bei begonnener Schiffahrt in's Lebensmeer, sind."

Theobald, dem es weder an einem sichern Tacte, noch an einem empfänglichen Gemüth fehlte, hatte bei dem Geständnisse seines guten Meisters öfter die Gesichtsfarbe gewechselt. Als dieser geendet, schlug der bewegte Jüngling die Augen nieder und schwieg. Sigismund aber fragte wieder, und, wie es schien, ohne weitere Beziehung: „Und wie werden Sie, lieber Theobald, in diesem nicht ganz günstigen Zeitpunkte für Ihre Zukunft sorgen?" Da entgegnete Theobald, von Schamröthe übergossen und ganz einig mit sich, daß man den erkannten Fehler durch Bekenntniß desselben halb bessere: „Ich werde ansuchen, was ich für meine Kräfte geeignet glaube; und gewiß, lieber Meister, Niemand soll mehr über meine Unbescheidenheit Klage führen; denn dieses Ihr, mit Selbstverläugnung gemachtes Geständniß, das mir, wie ein Spiegel, die Thorheit meines Benehmens weis't, soll seine Frucht bringen!"

Der Lüge folgt Beschämung auf dem Fuße.

Es giebt Menschen, welche sich dadurch einen guten Namen zu erwerben wähnen, wenn sie den Leumund Anderer gewissenlos kränken und fremden Ruf begeifern. Anmassend und keck urtheilen sie über alles ab, ziehen auf jeden, welchen die öffentliche Stimme ehrt, mit ihrem Tadel los, und meinen, eine hohe Stufe in den Augen Anderer errungen zu haben, wenn sie über verdiente Männer mit vornehmthuender Kühnheit den Stab brechen. Kein Irrthum ist gefährlicher und lächerlicher; giftige Zungen liebt Niemand, Härte entfremdet, und lieblose Urtheile scheuchen selbst des Unbefangenen Vertrauen von sich.

Ich glaube, eine Scene nicht unerwähnt lassen zu sollen, von welcher ich vor wenigen Tagen Augenzeuge gewesen. An einem öffentlichen, vielbesuchten Orte hatte sich ein junger Mensch gelagert, der durch sein anmassendes Absprechen die Aufmerksamkeit seiner Umgebung rege machte. Männer von Ansehen und Ruf, geachtete Frauen und Mädchen wurden von seiner stachelichten Zunge derb mitgenommen. Er kannte und wußte Alles

die Geheimnisse und Entschlüsse der Cabinete, wie die Gesinnungen und Handlungsweise der Staatsmänner und Bürger; das Privatleben des Schriftstellers und Künstlers, wie ihre Werke und Leistungen, lagen vor seinen, mit mächtigen Brillen bewaffneten Augen so offen, wie irgend ein körperlicher Gegenstand, bestrahlt von dem Lichte der Sonne. Er fand ein großes Vergnügen daran, sich selbst reden zu hören. So kam er auch in seiner Rede auf einen wohlbekannten Gelehrten, welchen zu nennen dessen Bescheidenheit verbiethet. Er gab vor, diesen in seinen kleinsten Verhältnissen zu kennen; prahlte mit dessen Vertraulichkeit, und gab zum Schluße von ihm eine Fluth lügenhafter Anekdoten zum Beßten. „Ich habe ihn unterstützt,“ rief er mit Pathos aus, „seine Werke sind durch meinen Rath und Beistand in Ruf gekommen; er wäre nichts ohne mich.“

Noch predigte er in diesem anmassenden Tone, als sich ein einfach gekleideter Mann, der hinter seinem Rücken gesessen und das tolle Gespräch kaltblütig mit angehört hatte, erhob, den Sprecher mit einem festen Blicke durchbohrte und mit der ominösen Frage begann: „Ihren Namen und Stand mein Herr?“ „Mit welchem Recht, wenn ich bitten darf?“ rief der Poltron, von einer unheimlichen Ahnung ergriffen, und kecke Zuversicht mit größerer Mühe noch heuchelnd. „Ich wünschte nur den gewichtigen Mann erst kennen

zu lernen, dessen Beistand ich so Vieles verdanken soll!“ fuhr der Ernsthafte ruhig fort, „denn mich wundert es sehr, daß Sie Den nicht einmal der Person nach erkennen, dessen Namen Sie so eben gemißbraucht, mit dessen Umgang Sie sich gerühmt, und dessen Ruf Sie so vorschnell belastet haben. Ich bin der Gegenstand Ihres unzarten und beleidigenden Gespräches gewesen, mein Herr!“

Ein überaus komischer Auftritt war es, die Entrüstung der Anwesenden über den verleumdenden Prahler und dessen Verlegenheit zu bemerken. Wie versteinert gaffte er seinen Gegner an, mit einer Hand auf den Tisch sich stützend, die andere unwillkührlich zwischen sich und die Erscheinung gerichtet; kalter Schweiß stand auf seiner engen Stirne, der prahlende Mund blieb zur Hälfte geöffnet; der Rücken krümmte sich zusehends und hörbar klapperten die windigen Beine. — Der hinlänglich gerechtfertigte Gelehrte lächelte, nahm seinen Hut und ging, ohne ein Wort weiter zu verlieren, friedlich von dannen.

Ich wünsche, daß mehrere aus jenen jungen Leuten, die alles besser wissen, beurtheilen und verachten zu können glauben, dieser Scene beigewohnt hätten. Der beleidigte Mann von Charakter und Bildung, einem anmassenden und unwissenden Großthuer ohne Haltung und Lebenserfahrung gegenüber, würde auch ihnen eine wohlthätige Lehre auf ihre Bahn mitgegeben, und deutlich bewiesen

haben, daß Ruhe, Vorsicht, Achtung für fremdes Verdienst und Bescheidenheit, die Perlen auf der Krone männlicher Würde sind; daß der, welcher Andere nicht achten kann, selbst keine Achtung erwirbt und verdient.

Eine Frau — Doktorin der Medizin.

Keinem, welcher Philosophie und Physik studiert, werden die Verdienste des verewigten Professors an der hohen Schule zu Göttingen, Johann Christian Erxleben, unbekannt bleiben. Seine Entdeckungen in dem unermeßlichen Gebiethe der Natur, wie sein Scharfsinn mit einer unübertrefflichen Methode, dem Lehrgegenstand Mannigfaltigkeit und Reitz zu verleihen, gepaart, tauchen noch jetzt aus dem Meere der Vergessenheit auf, und führen dem wißbegierigen Jüngling das heitere Andenken eines Meisters vor, der die Anerkennung seiner Zeitgenossen geerntet und den Dank der Nachwelt verdient hat. Wie Vielen aber die Verdienste des Sohnes Erxleben bekannt sind, so dürften doch Wenigere um das Schicksal der Mutter wissen, welche wir als eine außerordentliche Erscheinung in der Frauenwelt vorführen.

Die Mutter dieses berühmten Professors, Dorothea Christiane Erxleben, als Schriftstellerin nicht unberühmt, hatte sich in einem Felde des Wissens, das sonst Frauen verschlossen bleibt, in der Arzneikunde nämlich, solche Kenntnisse erworben, daß sie die Doctorswürde errang, und die Bewilligung der preußischen Regierung: ihre Wissenschaft practisch zu üben, erhielt.

Schon in der frühesten Jugend hatte Dorothea Erxleben mit der Kränklichkeit und Schwäche ihres eigenen Körpers zu kämpfen. Ihr Vater war ein Arzt, der mehr als gewöhnliche Bildung besaß. Er ließ sie an dem Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache, den er ihrem Bruder gab, Theil nehmen. Da sie hierin Fortschritte machte und seine Lehren mit Begierde und Freude hörte, so schloß er sie auch nicht von den medizinischen Collegien aus, die er seinem Sohne und Anderen las. Ihr glühender Eifer für die Heilkunde brach nun in Flammen aus. — Der Vater machte sie auf die Wirkungen der Heilkunde aufmerksam, und nahm sie selbst zu den Leidenden mit. Sie las die besten medizinischen Schriften und verfaßte dann einige Abhandlungen, welche zahlreiche Leser fanden, so daß der Ruf ihrer Kenntnisse bis zu den Ohren Friedrichs *II.* drang, dem diese Seltenheit in der Frauenwelt auffiel.

So geschah es, daß der König ihr Gesuch, die strengen Prüfungen aus allen Fächern der Arzneikunde machen zu dürfen, bewilligte, und deßhalb

an die königliche Universität zu Halle ein eigenes Rescript erließ.

Am 6. Mai 1754 disputirte Dorothea Christiane Erxleben im 38. Jahre ihres Alters an der hohen Schule zu Halle, wobei sie „mit gründlicher Genauigkeit und bescheidener Beredsamkeit,“ wie sich die Professoren in ihrem Urtheile ausdrücken, „alle an sie, theils aus der theoretischen, theils aus der praktischen Heilkunde, gestellten Fragen beantwortete und die Anwesenden in Erstaunen und Bewunderung versetzte.“

Die Fakultät stattete dem Könige hierüber einen weitläufigen Bericht ab, in dessen Erledigung ohne Anstand vergönnt wurde, daß der Candidatin die Doctorswürde und die Bewilligung der Ausübung ihrer angeeigneten medizinischen Kenntnisse ertheilt werden möge. Die gelehrte Doctorin gab ihre Inaugural-Dissertation in deutscher und lateinischer Sprache, unter dem Titel: „*De eo, quod nimis cito ac jucunde curare, sæpius fiat causa minus tutæ curationis*,“ im Drucke heraus.

Sie ward späterhin zum Rektor der Friedrichs Universität in Halle ernannt, und vollendete im Jahre 1742 noch ein größeres Werk: „Ueber den Nutzen des Studirens für das weibliche Geschlecht und die Ursache, welche bis jetzt demselben den Weg zur Gelehrsamkeit auf eine unbillige und ungerechte Weise verschlossen haben.“

Dorothea Christiana Erxleben praktizirte mit glücklichem Erfolge noch einige Jahre, und starb 1762 an einer Verblutung im 47. Jahre ihrer Alters.

Gewiß eine nicht uninteressante Erscheinung in der Frauenwelt, welche besonders in Beziehung auf das Verdienst und den Ruhm ihres gelehrten Sohnes, um so auffallender und merkwürdiger ist!

Kein Wagniß der Liebe zu groß.

Novelle. *)

Rosalba war aus einer angesehenen und einflußreichen Familie entsprossen. Glück hatte viel für sie, doch mehr noch Natur gethan. Von ihrer Kindheit an machte sie blühender Reiz und Herzensgüte zum Liebling des Vaters, dem sie nach dem frühen Hinscheiden ihrer Mutter der einzige Trost seines Alters war. Zu den Vorzügen Rosalbas reihete sich ein höchst bedeutendes Vermögen. Man kann leicht denken, daß die Ersten des Landes um ihre Hand warben. Der junge

*) Siehe Florian's sizilianische Novellen. Paris, 1799.

Graf Castellamare erhielt aus allen Brautwerbern den Vorrang. Geburt, Vermögen, Jugend, lebhafter Geist und edles Gemüth machten ihn solchen Glückes wohl werth. Rosalba überließ sich ganz der Freude über dieses glückliche Ereigniß.

Indessen mochte noch kein Jahr nach ihrer Verbindung verflossen seyn, und ihr Glück war verschwunden. Der feurige Graf schien zu früh in Besitz eines grossen Vermögens und zu dem Genuß einer unbeschränkten Freiheit gelangt. Schlechte Gesellschaft und unbefestigte Grundsätze warfen ihn dem Tummelplatz verschiedener Leidenschaften zu, auf dem er seine Gattin und sich selbst vergaß.

Die unglückliche Rosalba gewahrte die Veränderung, welche in ihrem Gemahle vorging, schnell mit den scharfsehenden Augen der Liebe. Verdoppelte Zärtlichkeit, Bitten und Thränen trugen aber nur bei, den Verführten noch mehr zu entfernen. Der Würfel über ihr Lebensglück schien geworfen. Sie fühlte, daß sie ohne ihres Gatten Liebe kein Glück mehr genießen könne. Welche Qualen eines reitzbaren, gebrochenen Herzens! Man denke ihr Ringen nach Trost, ihren Kampf mit der Verzweiflung, den Schmerz über früh gewelkte Blüthen schöner Hoffnungen eines glücklichen Lebens!

Rosalba hatte Niemand, dem sie ihre Leiden mittheilen wollte, als eine Dienerin, auf deren Treue sie bauen konnte. Sie fühlte ihren Schmerz etwas erleichtert, wenn Fannys Thränen mit den

ihrigen flossen; aber vergeblich waren die Trostworte, vergeblich die Rathschläge, daß sie den Irrgeführten vergessen, fortan nur ihrem greisen Vater, sich selbst und der Freundschaft leben sollte; denn Rosalba hatte hohe Begriffe von dem Bündnisse der Ehe und innige Neigung für den verführten Gemahl, — ein himmlisches Gefühl, welches weder Kränkung, noch Kälte aus den Gränzen heiliger Pflicht führen kann. — Schwermuth lagerte sich daher über ihre Seele, und die schönste Blume Siziliens welkte, gleich einer gebrochenen Rose, dahin.

Als Fanny einst alles vergeblich aufgebothen hatte, die trostlose Rosalba zu erheben, und kein Versuch zur Beruhigung gelingen wollte, führte sie das Haschen nach Tröstung im Gespräche auf eine alte, durch verschiedene Künste berüchtigte Weibsperson, welche, in der damaligen düsteren Zeit der Vorurtheile und des Aberglaubens, den Ruf einer Zauberin hatte. „Dieser Person," sagte sie, weniger selbst überzeugt, als sie überreden zu wollen schien, „ist es ein Kleines, getrennte Herzen zu einen. Sie soll Zaubertränke besitzen, welche die Menschen lebenslang einander gewinnen, und ich selbst weiß mehr als Ein wundervolles Beispiel ihrer Kunst."

In Rosalbas Zeitalter waren, bei der einseitigen Bildung, die man genoß, selbst die vornehmsten Stände vom Aberglauben nicht frei, und

im heissen Clima, wo Schwärmerei ungleich grössere Gewalt übt, hängen weibliche Gemüther vor allen mehr am Sonderbaren und Uebernatürlichen, als anderswo. Rosalba verwarf anfänglich den Vorschlag der Dienerin, ward aber des Gedankens an selben nicht los, und willigte endlich, wie wohl mit Beben, darein, die Wahrsagerin zu sehen; denn sie war entschlossen, Ehre und Leben — alles für die Rettung des Gatten zu wagen.

Spät Abends führte Fanny das berüchtigte Weib ein. Man hatte ein verborgenes Gemach zur Zusammenkunft gewählt. Rosalba erschien. Schrecken umfaßte sie beim Anblick der Alten, die, auf einen schwarzen Stock gestützt, in einem rothen phantastischen Kleide, deren Ränder grau eingefaßt waren, ein unheimliches Ansehen hatte. Dazu ihre abschreckende Gestalt — der spitzige Mund, häßlich aufgeworfene, gräuliche Lippen, unter weißen Augenbraunen kleine feurige Augen, das gebogene Kinn mit einer Höhlung und zwei runzelvolle Vertiefungen, deren widrige Röthe die Gegend wies, wo einst erhobene Wangen gewesen — alles an ihr war geeignet, ein unwillkührliches Grausen zu erregen.

Nachdem sich Rosalba von dem ersten Schrecken etwas erhohlt hatte, sprach sie mit zitternder Stimme und unter Thränen: „Ich liebe meinen Gatten und weiß, daß er noch einige Neigung für mich hat; aber schlechte Gesellschaft hält ihn ferne von mir. Der Ruin seines Vermögens,

der Zorn meines Vaters, der Verlust seiner Gesundheit, seiner Ruhe, seines Glückes, stürmt drohend über ihn, ohne daß er es ahnet, einher. Wenn es ein Mittel gäbe, ihn zu mir zurück zu führen, und mit meinem Vater wieder zu versöhnen, wenn du ein Geheimniß besäßest, das den gestörten Frieden dieses Hauses herstellen könnte, — meinen Schmuck mein Vermögen, was du nur wünschest, gäb' ich mit Freuden!"

Die grauenhafte Gestalt schüttelte den Kopf, zog die langen Augenbraunen zusammen, und rieb mit der knöchernen Hand die faltenreiche Stirn. Nach langem Bedenken sprach sie endlich mit kreischender Stimme: „Dieß ist schwieriger, als Ihr denkt, edle Frau. Kein Zaubertrank dürfte mächtig genug seyn, einen Verführten seinem Glücke wieder zu geben. Hier kann nur das Aeußerste helfen; ja, wenn ich die Haare eines am Hochgerichte Verblichenen, durch Euch selbst von dessen Haupt abgeschnitten, erhalten könnte: so wäre ich sicher, Euern Gatten vom Verderben zu retten!"

Rosalba schauderte vor Entsetzen bei dieser Rede. Sie winkte fast zürnend, daß sich die entsetzliche Alte entferne; aber kaum war diese über die Schwelle, so rief sie der wehmüthige halberstickte Ton der zagenden, unglücklichen Gattin wieder zurück: „Wie kann ich dieses schreckliche Opfer wagen?" sprach sie in abgebrochenen Tönen, ent-

schlossen, trotz der weiblichen Schüchternheit und ihrem Bangen, Alles zu wagen. — „Eine halbe Stunde von hier," erwiederte die Alte grinsend und mit leuchtenden Augen, „findet Ihr nah' an der Straße von Palermo eine Capelle, von einem tiefen Graben umgeben. Eine schmale Zugbrücke führt über diesen; nahe daran gewahrt man eine Mauer, kaum einen Fuß breit, und über dieser das Hochgericht. Dort könnt Ihr leicht finden, was nun vonnöthen. Die Leichname bleiben zum warnenden Beispiele hängen, bis die Stricke verfaulen und sie in dem Abgrund, über welchen sie schweben, ihr ewiges Grab finden. Habt Ihr Muth, oder vielmehr Liebe für Euern Gatten genug, so macht Euch heute gegen Mitternacht auf, doch allein; schneidet den morschen Strick, der die Zugbrücke aufgezogen hält, ab, schreitet darüber hin; haltet Euch an der schmalen Mauer fest, sucht mit der Hand nach einem der Opfer und schneidet mit der Linken von dem ersten Haupte, das Ihr erreicht, einen Theil seines Haares ab. Das Uebrige sey meine Sache, und ich verbürg' den Erfolg."

Rosalba, einige Augenblicke noch unentschlossen, erhob sich krampfhaft und rief: „Gescheh', was da wolle; der Lieb' ist kein Opfer zu groß!"

Es schlug eilf Uhr Nachts. Rosalba verlangt ihren Mantel. Fanny reicht ihn mit zitternder Hand. Sie ergreifft eine Laterne, eine

Scheere und einen Dolch. Hierauf schlüpft sie bei einer Thür des Schloßgartens hinaus, eilt flüchtigen Fußes durch die, in Schlummer versunkene Stadt, schlägt die Straße nach Palermo ein und befindet sich bald im Freien, mitten in der Nacht, mitten im Dunkel vorwärts schreitend in zagender Eile, zitternd und bebend, doch mit keinem andern Gedanken erfüllt, als den der Liebe für ihren Gemahl.

Sie kommt zu dem bezeichneten Orte; sie erblickt die Capelle; Schauder durchrieselt ihr Gebein; aber sie zaudert nicht; sie forscht nach der Zugbrücke; findet den Strick, der sie schwebend erhält. Sie macht ihn los, die Brücke stürzt mit knarrendem Geräusch. Zitternd schwankt sie darüber. Sie richtet ihre Lampe dem Graben zu, der unter ihren Füßen gähnt. In diesem Dunkel gewahrt sie bleiches Gebein; Leichengeruch erstickt ihr den Athem, — sie schleppt sich, vom Fieberschauer durchrüttelt, bis zur bezeichneten Mauer. Halb ohnmächtig, unter ihren Füßen den Abgrund, lehnt sie sich an selbe; hält mit der einen Hand das pochende Herz, damit es ihr die Brust nicht zersprenge; hebt dann die andere prüfend in die Höhe; — sie stößt an etwas Schwankendes; schaudernd fährt sie zurück; richtet die Lampe nach der Höhe und — ober ihr schwebt, was sie sucht. Von Schrecken überwältigt, sinken ihr die Arme; sie ist näher dem Tod, als dem Leben.

In diesem Augenblicke schreckt sie Gerassel aus ihrer Ohnmacht. Von vier schnaubenden Pferden gezogen, fliegt eine Karosse die Strasse einher. Ein junger Mann sitzt in derselben, von Palermo kommend, wo er den Tag und die halbe Nacht in wilder Lust verpraßt. Er gewahrt den Schein der Lampe an der Mauer des Hochgerichtes und bemerkt eine Gestalt auf derselben. War es Neugier oder Uebermuth, der Abentheuer aufsucht — genug, er heißt den Wagen halten, springt aus demselben, eilt dem Lichtscheine zu, zieht sein Schwert und ruft mit donnernder Stimme: „Wer wagt es, um solche Stunde diesen Ort zu betreten? Schändliches Wesen, unheilbringendes Zaubervolk! was ist hier dein Beginnen?“

Wie ward der armen Rosalba bei diesen Worten zu Muthe! — Sie hört die Stimme ihres Gemahls. Ueberrascht und entsetzt, läßt sie die Laterne fallen; diese verlöscht, und die Unglückliche bleibt in grauenvoller Finsterniß, zitternd und bebend, auf der schmalen Mauer, gerad über den Abgrund, an den Leichnam sich klammernd, hängen.

Der Graf aber verdoppelt seine Drohungen, stürzt mit gezücktem Schwert über die Brücke. Da zwingt Lebensgefahr Rosalba zu sprechen. Fast sterbend preßt sie die Worte aus: „Haltet ein! haltet ein! Naht nicht, wenn Ihr nicht wollt, daß ich in den Abgrund sinke!“

Der Graf erkennt sie an der Stimme. Entsetzt über die Gefahr, in welcher sie schwebt, vergißt er jede weitere Frage. Er bittet sie mit zärtlichen Worten, sich zu ermannen, zu warten, bis man von seinem Wagen Licht gebracht. Dieß erscheint; der Graf faßt die Ohnmächtige in seine Arme, trägt sie in die Karosse. Kaum kann er glauben, was er gesehen. — Als Rosalba ihr Bewußtseyn erlangt, beschwört er sie um Erklärung der entsetzlichen Scene; Zitternd vor Fieberfrost, gesteht sie unter Thränen, warum sie dieß Opfer gewagt, und wie sie Ihn dem häuslichen Glücke wieder habe gewinnen wollen.

Gerührt über diesen Beweis treuer Anhänglichkeit und unwandelbarer Liebe, vergaß der Graf, das gewählte widersinnige Mittel zu tadeln. Er schwur der geliebten Gattin, nunmehr nur ihr und ihrem greisen Vater zu leben. — Und er hielt auch diesen Schwur; denn Rosalba soll, wie versichert wird, im vollen Genuße häuslichen Glückes nie mehr in ihrem Leben die Zuflucht zu Zaubereien oder den Wunsch nach übernatürlichen Mitteln nöthig gehabt haben.

Die letzten Tage des Weltweisen Sokrates.

In diesem Buche ist öfter von dem Scheiden berühmter Männer, und überhaupt von dem Tode die Rede. Kann es aber auch einen interessanteren Gegenstand für unser Nachdenken geben, als die letzte und unübersteigliche Gränze alles irdischen Wirkens? und ist es nicht, in Beziehung auf jenes Alter besonders, dem der Lebenstag voll trügender Hoffnungen eben aufgegangen, ein Verdienst, die Blicke auf den Abend zu richten, solcher Gestalt im jugendlichen Gemüthe schon eine Furcht auszurotten, die Vielen mit bleichem Schrecken die letzten Freuden des Lebens verbittert und die Tage der Erndte durch Besorgniße trübet?

Fürwahr es gibt keinen mehr erhebenden Anblick, als einen grossen Mann sterben zu sehen. Die Geringschätzung des Todes; die Verachtung irdischen Flitters und äußerer Reitze; die sichere Ueberzeugung von dem Gewinne eines bes-

fern und glückseligen Lebens, welches keine Zeitfessel drücket — sie sind die höchsten Güter des Menschen und die herrlichsten Früchte der Weisheit. Wer den Tod nicht fürchtet, wird die Freuden, die sich ihm biethen, mit einem steten Hinblick auf das Ende, heiter geniessen und den Wechsel der irdischen Dinge mit einem Gleichmuth ertragen, den weder der Zahn des Neides, noch die Schwertspitze der Bosheit, weder das Gift trauriger Erfahrung, noch der rauhe Sturm widriger Schicksale zu erschüttern vermag. Wenn er die Würmer der Erde in einem rastlosen Ehr- oder Geldgeitze sich winden und krümen, wenn er für äußeren Tand alles gebothen, das Eine Wahre verkannt und die Tugend verrathen sieht: dann wirft er einen leuchtenden Blick hin auf jenen düsteren Acker, den Kreuze decken, blickt wieder auf gegen Himmel und sehnt sich hinaus über das wogende Leben nach jenem glückseligen Stande des Friedens, in welchem der Sturm der Leidenschaften dem entzückenden Genuß überirdischer Freuden gewichen. So oft ich das Korn in die Erde legen sehe, denk' ich der Erndtefreude; und nicht selten, wenn ich einen blühenden Jüngling in heiterer Lust gewahre, seh' ich ihn im Geiste mit gekreutzten Armen von vier armseligen Brettern geklemmt, und flehe die Vorsicht an, daß ihm das gesäte Korn seines irdischen Wirkens in jenem milderen Himmelsstriche, wo dem ewigen Tage keine Nacht folgt, vielfältige Frucht bringen möge.

*

Das Leben in seiner wahren Bedeutung zu erfassen, war stets das Bemühen der Weisen; und Keinen hat die Stimme der Zeitgenossen oder der Nachwelt mit diesem Namen beehrt, dem in dem Kampf mit dem Weltgeiste nicht die Furcht vor dem Tode erlegen.

Wenn Einer aus der Vorwelt solche Siege errungen, so war es Sokrates aus den griechischen Weisen der Erste. Noch in seinem siebzigsten Jahre wurde er öffentlich angeklagt. Miletus war es, der diesen Frevel verübte. Die Anklage bestand aus zwei Hauptbeschwerden: — daß er an die Götter, welche Athen verehrte, nicht glaube, und daß er die Gesinnungen der Jugend verderbe. Aus den Unterredungen, die Sokrates mit seinen Freunden hatte, wird es nicht unwahrscheinlich, daß er die ungeheuern Meinungen und lächerlichen Mysterien seiner Zeit im Herzen verachtet und sich wirklich zu dem erhabenen Begriffe des einzigen wahren Gottes geschwungen habe, so daß Einige kein Bedenken tragen, ihn, um seines Glaubens an die Gottheit und seines musterhaften Wandels willen, den christlichen Weltweisen an die Seite zu setzen.

Es ist unmöglich, weise und nicht zugleich tugendhaft zu seyn. Sokrates war zu seiner Zeit, und ist es jetzt um so mehr, von den Bes=

serdenkenden gerechtfertigt. Mit einfachen Worten widerlegte er die öffentliche Anklage. „Man beschuldigt mich," sprach er zu seinen Richtern, „die Jugend verführt und ihr gefährliche Grundsätze eingeflößt zu haben! Mein ganzes Geschäft besteht darin, daß ich Alt und Jung zu bereden suche, ihren Körper nicht zu sehr zu lieben, nicht zu begierig nach Reichthümern und andern werthlosen Dingen zu trachten, und darüber die Seele, welche allein der Gegenstand ihrer Neigungen seyn sollte, nicht zu sehr zu vernachläßigen. Denn ich sage ihnen unaufhörlich, daß Tugend nicht aus Reichthum, sondern im Gegentheile Reichthum aus Tugend entspringe, und daß alle anderen Güter des menschlichen Lebens aus diesem einzigen Quell sich ergießen. — Ich werde weder aus Furcht noch Eigennutz jemals meine Gesinnungen ändern. Ich will lieber Gott als den Menschen gehorchen. Bis zu meinem letzten Athemzug will ich Euch zur Tugend ermahnen und Jedem die Worte zurufen: „Mein Freund und Mitbürger! schäme dich doch, nichts zu denken, als Geld und äußere Ehre, Ansehen und Würden zu erlangen, indessen du die Schätze der Klugheit und Weisheit vernachläßigest und dir keine Mühe gibst, deine Seele so gut und vollkommen zu machen, als sie's zu werden nur fähig ist!"

Durch das erste Urtheil erklärten die Richter den Sokrates für schuldig; da er aber in seiner

Antwort von ihrem Tribunal an den Richterstuhl der Gerechtigkeit und der Nachwelt appellirte, da er, statt sich für schuldig zu bekennen, auf Belohnungen und öffentliche Ehrenbezeigungen Anspruch machte, wurden die befangenen Richter so erbittert, daß sie ihn verdammten, den Schirlingsbecher, die damals gewöhnliche Art der Todesstrafe, zu trinken.

Sokrates hörte dieses ungerechte Urtheil mit äußerstem Gleichmuth an, und als Apollodorus, einer seiner Schüler, in Wehklagen, und darüber, daß sein edler Meister unschuldig sterben sollte, in bittere Schmähungen ausbrach, sagte der Weltweise lächelnd: „Wie? wolltest du, daß ich schuldig stürbe? Meine Feinde können mich wohl tödten, aber mir doch nichts zu Leide thun.“

Als er in das Gefängniß zurücktrat, sonst der Aufenthalt des Verbrechens und Lasters, jetzt der Wohnort der Tugend und Redlichkeit, folgten ihm seine Freunde und besuchten ihn beständig die Zeit über, zwischen seiner Verurtheilung und seinem Tode, welche sich auf dreißig Tage verlängerte.

In dieser langen Zwischenzeit hatte der Tod Gelegenheit genug, sich dem Weisen in den schrecklichsten Gestalten zu zeigen und dessen Standhaftigkeit nicht nur durch die Härte eines Kerkers und die eisernen Fessel an seinen Füßen, sondern auch durch die Vorstellung und Erwartung einer Begebenheit, vor welcher die Natur immer zurückbebt, auf die Probe zu stellen. In diesem betrübten Zustande hörte Sokrates nicht auf, jener rießen

Gemüthsruhe, die seine Freunde immer an ihm bewundert hatten, zu genießen. Er unterhielt sie mit ununterbrochener Heiterkeit, und Kriton, sein treuester Schüler, bemerkte, daß er am Abende vor seinem Tode eben so ruhig geschlafen, als jemals vorher. Am letzten Tage vor der Vollziehung des Urtheils kam Kriton und bedeutete ihm, daß es nur von ihm abhänge, das Gefängniß zu verlassen. Der Kerkermeister sey gewonnen; er würde die Thür offen finden, und es sey dafür gesorgt, daß er sicher nach Thessalien entkomme. Sokrates aber verwarf diesen Antrag, weil er ihn der Moral nicht angemessen fand, und fragte seinen Freund, „ob er einen Ort wüßte, wo man vor dem Tode sicher sey?"

So brach der zur Urtheilsvollstreckung bestimmte Tag an. Alle Freunde des Weltweisen, mit Ausnahme Plato's, der krank war, verfügten sich früh Morgens in das Gefängniß. Der Kerkermeister bath sie, ein wenig zu warten, weil die Magistratspersonen dem Verurtheilten eben ankündigten, daß er heute sterben sollte. Sie traten hierauf ein, und fanden Sokrates, dem man die Fesseln eben abgenommen hatte, bei seiner Gattin, Xantippe*), sitzen, welche eines ihrer

*) Die Gattin des weisen Sokrates war bei weitem nicht so zänkischer und böser Gemüthsart, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Ihr zärtlicher Antheil bei seinem Tode steht in zu schneidendem Contraste mit der ihr angedichteten Bosheit, mit welcher sie ihres so sanften Gatten Ruhe gestört haben soll. Alle zu ihrem Nachtheil zerstreuten Histörchen rühren übrigens

Kinder auf dem Arme hatte. Als sie die Freunde hereinkommen sah, erhob sie ein grosses Geschrei, riß sich die Haare aus, zerkratzte sich das Gesicht, schluchzte und weinte, daß das ganze Gefängniß erschallte, brach dann in die Worte aus: „O mein Sokrates! da kommen deine Freunde, dich zum letzten Mahle zu sehen!“ Er suchte vergebens, sie zu trösten, und bath endlich, daß man sie nach Hause bringen möchte, welches auch geschah.

Sokrates brachte den übrigen Theil des Tages mit seinen Freunden zu. Der Gegenstand ihrer Unterredung war von der größten Wichtigkeit und den gegenwärtigen Umständen angemessen; er betraf die Unsterblichkeit der Seele. Sokrates erklärte seinen Freunden alle Beweise für diese erhabene Wahrheit und widerlegte alle Einwürfe gegen dieselbe.

Als der Weise diese Unterredung geschlossen hatte, bath ihn Kriton, ihm und seinen Freunden seine letzten Verfügungen mitzutheilen, damit sie durch Vollziehung derselben noch den Trost haben könnten, ihm nach seinem Tode gefällig zu seyn. „Ich empfehle euch nichts,“ versetzte Sokrates, „als daß ihr für euch selbst Sorge traget. Dieß

---

nur von unzuverläßigen Schriftstellern her, welche sie nur vom Hörensagen haben konnten. Auch ist es ohne Zweifel, daß des weisen Sokrates Uneigennützigkeit eben nicht das Mittel gewesen, in seiner Haushalt Ueberfluß und in seine Familie Zufriedenheit zu verpflanzen, — was freilich manchmal einigen Anlaß zu häuslichen Zwistigkeiten gegeben haben mag, welche den zahlreichen Gegnern des Weltweisen willkommen Stoff zu Satyren bothen. Anm. des Verf.

ist der größte Dienst, den ihr mir und den Meinigen leisten könnet!" Als ihn nun Kriton fragte, auf welche Art er begraben zu werden wünsche, versetzte er: „Wie es Euch beliebt, wenn Ihr mich festhalten könnt und ich nicht Euern Händen entwische." — Er sah seine Freunde lächelnd an, und sagte: „Kann ich doch meinen Kriton nicht überreden, daß Sokrates der ist, welcher mit Euch spricht und die verschiedenen Theile seiner Rede ordnet; denn er bildet sich immer ein, ich sey das, was er über eine kleine Weile todt sehen wird; er verwechselt mich mit meinem Leichnam, und frägt mich daher, wie ich begraben zu seyn wünsche."

In diesem Augenblicke kam der Gerichtsdiener, und sagte, daß es Zeit sey; es nahe der Sonnenuntergang, den Schirling zu trinken. Der Mann war so gerührt, daß er sich umwandte und weinte. „Sehet," sagte Sokrates, „das gute Herz dieses Menschen! Seit meiner Gefangenschaft ist er zu mir gekommen, sich mit mir zu unterreden; er ist sanfter als alle seines Gleichen; wie herzlich der arme Mann um mich weint!" — Nun wurde der Becher gebracht. Sokrates fragte, wie er sich dabei zu benehmen habe? „Nicht anders," erwiederte der Diener, „als daß du nach dem Trunke so lange herumgehst, bis die Beine müde werden, und dich dann auf das Bett niederlegst." — Sokrates nahm den Becher ohne die geringste Veränderung einer Miene oder

Gesichtsfarbe, — schwieg einige Zeit, und leerte ihn dann mit einer Ruhe und Heiterkeit aus, die über alle Vorstellung reichte.

Bis dahin hatten die Freunde ihre Thränen zurückgehalten, sobald aber der Becher geleert war, waren sie nicht mehr Herren über sich selbst und weinten. Apollodorus, welcher schon während der ganzen Unterredung in Thränen ausgebrochen, erhub jetzt ein großes Geschrei und rief mit einem Jammer, der Allen das Herz durchbohrte, bittere Klagen aus. Sokrates allein behielt fast überirdischen Gleichmuth und wies seine Freunde mit gewohnter Sanftmuth und Güte zur Ruhe. „Was macht Ihr," sagte er ihnen, „was ist aus Eurer Tugend geworden? schickte ich nicht die Weiber fort, weil ich diese Schwachheit nur von ihnen befürchtete? Ich habe immer sagen gehört, man soll in Ruhe sterben, und die Götter segnen. Ich bitte, fasset Euch! zeigt mehr Gleichmuth und Entschlossenheit."

Unterdessen ging er immer auf und nieder. Jetzt fühlte er, daß seine Beine müde wurden; er legte sich nieder, wie ihm gesagt worden. Das Gift wirkte nun immer stärker. Als er merkte, daß es ans Herz zu dringen anfieng, deckte er sein Gesicht auf, welches er bis dahin verhüllt hatte. „Kriton!" rief er plötzlich, „vergiß nicht, der Gottheit ein Opfer für mich zu bringen!" und gleich nach diesen Worten verschied er. Kriton drückte ihm Mund und Augen zu. —

Dieß war das irdische Scheiden des unsterblichen Sokrates im ersten Jahre der 95. Olympiade und im siebzigsten seines Alters.

✿

„Es ist nicht, als sähe man einen Menschen sterben," sagt ein älterer Schriftsteller, „man glaubt einen Unsterblichen zu sehen, einen Freund und Vertrauten des Himmels und der Götter, der zu den Wohnungen des Friedens heimkehrt, und nun an der Schwelle den Staub, der sich auf ihn gesetzt hatte, abschüttelt."

Bald nach dem Tode des Sokrates erkannten die Athener ihr Vergehen, und fingen an es zu bereuen. Man hörte durch die ganze Stadt nur Lobpreisungen des geopferten Weltweisen. Die Akademie, das Lyceum, die Privathäuser, die öffentlichen Spaziergänge und Marktplätze — alles schien von den Tönen seiner geliebten Stimme wiederzuhallen. „Hier," sagten sie, „hier bildete er unsere Jugend, hier lehrte er unsere Kinder ihr Vaterland lieben und ihre Aeltern ehren; hier gab er uns seine bewunderungswürdigen Lehren, machte uns heilsame Vorwürfe, um uns zum Eifer für die Tugend zu spornen. Ach! wie haben wir ihm seine herrlichen Wohlthaten vergolten!" — Ganz Athen war in

Trauer und Niedergeschlagenheit versunken; die Schulen waren geschlossen, alle Uebungen eingestellt; die Kläger wurden vor Gericht berufen und bestraft.

So das Ende eines Weisen. Es sind Jahrhunderte dahin geflossen, und seine Lehren entzücken, sein Scheiden rührt die besseren Menschen noch. — Wie Viele quälen sich rastlos ab, durch Ehrgeitz und Reichthümer gewisse Ansprüche an Ruhm und an das Andenken der Nachwelt zu erlangen! Ich habe aber Viele von Jenen, welche der gemeine Haufe reich und groß nannte, in die Grube sinken gesehen, und Niemand denkt ihrer mehr. Menschen! lernt es doch einsehen, daß es nur einen Weg gibt, in und nach dem Leben glücklich und geachtet zu seyn, jenen der Weisheit und Tugend!

Klagend Herz, sey still.

Dort in der Flamme perlen tausend Thränen,
O schone sie! sie sind geschmolznes Gold.
Ob sie auch ächzen, ob sie klagend sehnen,
Ob sie dich bitten gar so wunderhold —
Lass' sie am schweren Amboß hier, umfangen
Im Krampf von kalten, unbarmherz'gen Zangen —
Kurz ist die Pein, und lange währt der Lohn;
Sieh', dieses Gold blitzt einst auf einer Kron'!

*

Und feines Gold: ein edles Menschenherz —
Auch dieses reinet sich im bittrem Schmerz!
Die Selbstsucht ist die Zange, die es faßt;
Und eine Flamme mit den Höllenpeinen,
Der Neid ist's, der das Gute feindlich haßt.
Wenn in dem Herzen alle Fibbern weinen,
Wenn's zuckend sich in tausend Qualen windet —
Ob Einer, Einer, der 's versteht, sich findet?
Die Herzen läßt man ihre Güte büssen;
Die kalte Welt, sie tritt sie noch mit Füßen!

Getrost, getrost! es blinkt ein heller Stern
Hoch auf der Dornenkrone unsers Herrn!
Blick' freudig hin! o lächle deinen Schmerzen,
Im ew'gen Glanze strahlen dort die
Herzen!

So straft sich Schwäche und Thorheit selbst.

Nichts rührt mich mehr, als der Anblick eines Kindes. Unwillkührlich werde ich dabei an alle Stufen des Alters, der Erfahrungen, der Leiden erinnert, welche des keimenden Menschen im düsteren Dunkel der Zukunft harren, und jedem Säugling geb' ich den herzlichen Wunsch mit: „Gedeih' deinem Glücke!“ Wiederhohlten es sich die Aeltern doch oft, daß nur von der Erziehung die Rolle, welche ihr geliebtes Wesen auf der Weltbühne spielen soll, sein Glück und Unglück, bedingt werde! Es zerreißt mir das Herz, wenn ich einen Vater im Schweiße des Angesichtes nur nach Gut und Geld wuchern; eine Mutter nach nichts, als nach der leidigen Verzärtlung des Söhnchens, sich mühen sehe, weil Beide ihr einziges Gut auf Erden, jeder nach seiner wahnwitzigen Täuschung, dadurch allein auf die höchste Stufe der Glückseligkeit zu stellen vermeinen. Ach! ich habe schon so viele Nachkömmlinge reicher und angesehener Aeltern eine erbärmliche Rolle spielen und

ins Elend sinken gesehen, daß ich oft wünsche, wenn mir ein hübsches Kind mit feurigen Augen und freundlicher Gesichtsbildung begegnet: „Möchtest du armen, aber weisen Aeltern gehören!“ Könnt' ich doch jedem Vater, der über das Bemühen, seinem Sohne Schätze zu hinterlassen, die Bildung des Geistes und Gemüthes vergißt; könnt' ich den Müttern, die durch Schwäche den Grundstein zu dem Elend ihres Theuersten auf der Erde legen, das Beispiel des Marquis von Brunoy als ein Schreckgespenst vor die Augen stellen, — als einen Zauberspiegel, in dem viele Aeltern die Folgen der verkehrten Erziehung, in dem alle Kinder das Unglück gewahren können, in welches Mangel an Bildung, Thorheit, Rohheit des Betragens und wahnsinniger Taumel ungezügelter Leidenschaften versetzen!

Der Marquis von Brunoy gehörte einer Familie an, die sich durch glückliche Finanzspeculationen und Lieferungen im Kriege unermeßliche Reichthümer, den Adel und andere ehrende Auszeichnungen, erworben hatte. Der Großvater des Gegenstandes dieser Geschichte starb als königlicher französischer Staatsrath, Hofbankier und königlicher Schatzmeister, als Graf von Sampigny, Baron von Dagouville, Herr von Brunoy und vielen andern Herrschaften. Des Vaters unermeßliche Reichthümer hatten seinem Sohne die Tochter des Herzogs von Sully zur Gemahlin verschaft, welche im Jahre 1748 den einzigen Sohn gebar,

von dem hier die Rede seyn soll. Er wurde mit beispielloser Zärtlichkeit gepflegt; aber die älterliche Liebe war nicht mit Weisheit gepaart. Man ließ dem unglücklichen Kinde in Allem seine Meinung; that nichts, die verwöhnten Neigungen zum Guten zu lenken. Des Kleinen kindischer Wille war für Hunderte ernstes Geboth; seinen Muthwillen nannte man Genie, und einen fürchterlichen Trotz den Bürgen männlicher Festigkeit. — Ohne Umstände, ohne Unterschied des Standes, kratzte und biß der kleine Marquis alle Personen, die ihm nicht gefielen; ja, er mißhandelte sogar seinen Hofmeister, einen verdienstvollen Gelehrten, ohne daß die zärtlichen Aeltern eine Ahndung solchen Betragens erlaubt hätten. So mußte es denn kommen, daß aus dem unartigen, boshaften Knaben ein Ungethüm wuchs, das, alle Versuche zur Besserung vereitelnd, endlich den Reichthum und den Namen des Brunoy'schen Hauses zu Grunde richten mußte.

Da die unglücklichen Aeltern, ihre Schwäche zu spät bedauernd, endlich verzweifelten, den siebzehnjährigen Sohn durch Vorstellungen und Bitten auf vernünftige Wege zu bringen, wollten sie versuchen, ob nicht eine sanftmüthige Gattin den Wildfang bändigen könne. Ein liebenswürdiges, aber armes Fräulein aus der Familie Escars, einer der ältesten des Königreiches, ward als das Opfer ersehen. Der Sohn willigt ein; die Vermählungskosten und Brautgeschenke betrugen eine Million

Livres; aber der Zweck, welchen die Aeltern durch diese Verbindung zu erreichen strebten, mißlang. Schon von dem Hochzeittage an behandelte der Marquis seine Braut mit Verachtung. Weder die Bitten der Mutter, noch die Thränen seiner schönen und unglücklichen Gemahlin änderten seine Gesinnung, und unter dem Vorwande, daß es einem freien Manne nicht zieme, Sklave der Schönheit oder gesellschaftlicher Bande zu seyn, entfernt er sich von seiner Gattin, und befiehlt ihr, vom Hochzeitfeste an, nie mehr die Schwelle seiner Gemächer zu betreten. — Er riß sich darauf von seinen Aeltern los und beging eine Menge von Thorheiten, so daß sein Vater aus Gram über die Verkehrtheit des Sohnes starb und dem Ausgearteten ein Vermögen von mehr als dreißig Millionen hinterließ.

Der Tod dieses zu guten Vaters, der über die ängstliche Sorge, seinen Sohn reich zu machen, vergessen hatte, ihm ein dankbares und empfindsames Gemüth einzupflanzen, erregt bei dem Unnatürlichen keine Betrübniß. Kaltblütig hilft er den Tapezierern die Wände schwarz bekleiden, läßt die Bäume des Gartens mit Flören überziehen, und am Begräbnißtage die Springbrunnen im Parke eröffnen.

Jetzt lebt er ganz nach seiner ungebundenen Lust. Er spricht, wie ein Weiser und handelt als ein Wahnsinniger; es fehlen ihm weder Verstand noch Kenntniße, aber durchaus die Spur irgend einer

edleren, feinen Empfindung. Keine Art von Luxus hat für ihn Reitz; weder prächtige Carossen, noch schöne Pferde, weder Werke der Kunst noch Bücher und Schauspiele. Seine Gemüthsart war heftig und auffahrend, beim geringsten Widerstand aber bewies er sich schwach und feigherzig. Ohne freigebig zu seyn, spendet er Geld mit vollen Händen aus; ist filzig, wo er großmüthig, und verschwenderisch, wo er sparsam seyn sollte. Die Strümpfe hängen ihm auf die kothigen Schuhe herab, welche nie geputzt werden; seine Kleidungsstücke sind immer schlecht, zerrissen und schmutzig. Oft geht er bloß in der Weste, ohne Halsbinde, mit einem sehr schmutzigen Hemd umher, das nur in jeder dritten Woche gewechselt werden durfte. — Diese unsaubere Lebensart blieb nicht ohne Folgen für seine Gesundheit. Sein Körper war immer mit Geschwüren bedeckt, die Füße waren geschwollen und das Gesicht bleich wie der Tod.

An dem Umgange mit verständigen und gebildeten Menschen findet der in seiner Erziehung verwahrloste Edelmann kein Behagen. Bediente, Leute aus dem Pöbel sind seine Gesellschaft und täglichen Tischgenossen. Sene, der Sohn eines Steinpflasterers, Thonel, ein Tischler, Mareschal, der Sohn eines Taschners, und ein Dorfbarbier waren seine vertrautesten Freunde und Theilnehmer an allen Thorheiten. — Die Geschenke und Renten, welche er seinen Lieblingen aussetzte, betrugen über eine Million Livres. Und während

er diese Nichtswürdigen mit Sumen überschwemmt, läßt er Rechnungen von armen Arbeitsleuten unbezahlt, wirft seinen alten und ehrlichen Verwalter mit einer zahlreichen Familie zum Schlosse hinaus, mißhandelt die Unglücklichen, welche Noth und Bedrängniß an seine Dienste ketten. So riß er einst das Kind seiner Gärtnerin aus der Wiege, und warf es durchs Fenster auf die Straße hinaus.

Da er den Wein bis zur Ausschweifung liebte, so war nichts empörender, als die Gelage, welche er mit seinen Freunden anstellte, und wobei Ausschweifungen begangen wurden, für welche die Sprache der Sittsamkeit keine Worte hat.

Das Sonderbarste an dem Ausgearteten war eine leidenschaftliche Vorliebe für kirchliche Ceremonien, Trauer und Leichenzüge. So bald er von einem Sterbenden hörte, ritt er zu ihm hin — nicht um vielleicht ihm oder seinen Verwandten einige Erleichterung zu verschaffen; denn dieß that er nie, wenn auch die äußerste Dürftigkeit das Mitleid besserer Menschen in Anspruch nahm, sondern nur um den letzten Hauch des Leidenden abzuwarten. Dann eilt er fort, holt Kerzen und Kreuz, bestellt den Sarg. Jetzt spart er keine Kosten, und feiert den Tod des Geringsten seiner Unterthanen mit der ausschweifendsten Pracht. So hatte er z. B. auf die Beerdigung des Kindes seines Schreiners, den er durch Nichtbezahlung mehrjähriger Arbeiten ins äußerste Elend gestürzt, mehr

als zweimal hundert tausend Livres, verwandt!

Den Frohnleichnamstag feierte der Marquis auf seinem, bei Paris gelegenen Gute Brunoy — welches unter die reitzenden Besitzungen Frankreichs gehört, und vom Könige Ludwig *XVIII.* nach der Restauration dem Herzoge von Wellington zum Geschenke gemacht wurde — im Jahre 1772 und 1773 auf eine so prachtvolle Art, daß ganz Paris herbeiströmte. Fünzig Fässer Wein, mehrere Wagen voll Limonade — dieser einzige Artikel kostete 15,000 Livres — wurden nebst andern Erfrischungen dem Durste der Herbeiströmenden Preis gegeben. Dreihundert Bauern in rothen, dreihundert in blauen Tressenkleidern, zu deren Kopfputz eine Menge Friseurs aus Paris verschrieben worden, eröffneten den prachtvollen, in seiner Art gewiß einzigen Zug. Unter diesen wogt der Marquis mit fliegenden Haaren, in einem schmutzigen schwarzen Kleide, wie ein Rasender herum, schlägt unter die Leute hinein, und ruft ohne Aufhören: „Hieher die Rothen! hieher die Blauen!"

Am Schloße befand sich der Hauptaltar, und an demselben ein Blumenberg, auf welchem fünf tausend Blumentöpfe prangten. Um diese Blüthen gegen den Andrang der Menschen zu sichern, hatte der Marquis auf dem Schloßdache Männer mit Wasserspritzen ausgestellt, um diejenigen, welche zu nahe kämen, einzuweihen. Diese Annähe-

rung blieb bei der Menschenmenge nicht aus, so daß Hunderte wider ihren Willen über die bezeichneten Linien gewaltsam hinaus gedrängt wurden. Nun ergossen sich die Wasserströme der Spritzen, die alles einwässerten und einen fürchterlichen Tumult erregten. Eine Unziemlichkeit, ein Scherz in religiösen Dingen erregen mehr, als andere Versehen, den Unwillen edlerer Menschen; und eine Geistesverwirrung, welche in solche Regionen streift, wird immer gefährlich.

Diese und ähnliche Thorheiten, die wahnsinnige Verschwendung, und Ausschweifungen ihres Sohnes, sah die unglückliche Mutter des Marquis als Augenzeuge, ohne etwas mit Erfolg dagegen unternehmen zu können. Sie bereuete zu spät, ihm in früher Kindheit stets seinen Willen gelassen und ihn verzärtelt zu haben. Der Kummer warf sie aufs Krankenbett, wo der Tod im Jahre 1772 ihre unbeschreiblichen Leiden endete. Der Marquis besuchte sie während ihrer langen Krankheit nur Einmal. Er unterhielt sie mit der Schilderung des Leichenzuges, den er ihr veranstalten wollte. Sie war noch nicht todt, als er hiezu schon alle Anstalten machte. Als er endlich die Nachricht von ihrem Verscheiden erhielt, kam er in eine grosse heitere Thätigkeit, ließ die Leichenbeamten bescheiden, zankte sich mit ihnen über ihre Foderungen tüchtig herum, und da am Tage der Beerdigung der bleierne Sarg einen Riß bekam, so ließ er selben in seiner Gegenwart löthen, und bezeigte dabei die größte Unempfindlichkeit.

Noch beim Leben der Mutter hatte sich das Vermögen des Wüstlings auf fünf und zwanzig Millionen belaufen; nach ihrem Tode wich aber jeder Segen von ihm. Er gab sich der sinnlosesten Verschwendung hin, unterzeichnete mit der größten Bereitwilligkeit alle Rechnungen und Schenkungen, die man ihm vorlegte, meistens ohne den Inhalt zu lesen, und brachte dadurch sein Vermögen in eine solche Verwirrung, daß die Behörden, auf Ansuchen der Gläubiger, seine Güter verkauften, und sich endlich selbst seiner Person bemächtigen mußten. Er wurde in das Kloster der Genovefer, und endlich in ein Capuzinerkloster bei St. Germain eingesperrt, wo er nach wenigen Monaten in eine Krankheit verfiel; auf dem Sterbebette sich seinen eigenen Leichenzug bis auf die geringsten Einzelnheiten anordnete und im März 1781 im drei und dreißigsten Lebensjahre, sein Leben voll Thorheiten endete.

Es wäre noch Manches von den wahnsinnigen Handlungen dieses Opfers einer schwachen Erziehung nachzutragen; aber das Gehörte mag hinlänglich seyn, um auf eine erschütternde Weise die Aeltern, welche, im Genuße irdischen Glückes und im Gewühl der Geschäfte, die heilige Pflicht, über die Erziehung ihrer Kinder zu wachen, vergessen können, vor den schrecklichen Folgen eines solchen Benehmens zu warnen. Und Sie, meine jungen Freunde! die vielleicht heute oder morgen eine abgeschlagene Bitte kränkt, die Sie dieses oder jenes

Vergnügen hart entbehren und die Weigerung der Vorgesetzten Eigensinn schelten — mögen Sie in dem Schicksale des Sprößlings aus dem Hause von Brunoy erkennen, wie nöthig es sey, in früher Zeit gehorchen, entbehren, sich selbst regieren zu lernen. Möchten sie doch Alle zur Freude ihrer Angehörigen, zu ihrem eigenen Glücke gedeihen!

Des Aberglaubens Frucht.

Vorurtheile und Aberglauben sind fürchterliche Geiseln des Lebens. Sie bemächtigen sich des letzten Fünkchens der Vernunft, zerstören das Gemüth, rauben den Trost der Religion; sie machen uns hart und ungerecht gegen unsere Nebenmenschen, grausam und unbillig gegen uns selbst.

In einem mährischen Städtchen trieb vor wenigen Jahren ein, durch ihren frühern liederlichen Wandel berüchtigtes Weib das gefährliche Handwerk der Wahrsagerei. Aus dem Kaffeesatze, und vorzüglich durch Kartenaufschlagen, gab sie leichtgläubigen Menschen vor, die Zukunft ergründen zu

können. Es fehlte an Kunden und Zutrauen nicht, und manche arme Dirne, manches unerfahrne Weib betrat mit dem Schauer der Ehrfurcht und voll vom Vertrauen die Schwelle der ergrauten Betrügerin.

So kam einst eine junge Bäuerin mit thränenvollen Augen zu ihr. Seit einiger Zeit, klagte sie, habe sie schweres Unglück getroffen. Vor acht Tagen war erst ihre Scheuer sammt der aufbewahrten Frucht abgebrannt, der Hagel habe gestern ihren Acker getroffen, und heute sey ihre einzige Kuh gefallen. — In solcher Noth sucht sie bei der Wahrsagerin Rath, beschwört sie mit Thränen, durch ihre Kunst weiteres Unglück ferne zu halten. „Mein Mann ist nicht mehr, wie er gewesen," fährt sie in zagendem Tone fort, „er hat alles Vertrauen auf eine bessere Zukunft verloren, meint eine böse Macht mit im Spiele, und legt, verzweifelnd an allem, mißmuthig die Hände in den Schooß. Das Uebelste ist, daß er sich nun dem Trunke ergibt, O sagt uns, weise Frau, worin haben wir gefehlt; nennt die Ursache des Unheils, das uns traf; gebt guten Rath; mein Mann und ich, wir setzen alles Vertrauen in Euch!"

Nun langte sie aus dem Körbchen die mitgebrachten dürftigen Gaben, der Wahrsagerin zum Lohne bestimmt. Diese aber sitzt, einen häßlichen Mops auf dem Schooße, und eine große Brille auf der geschwollenen Nase, unheimlich und schweigend, vor einer Anzahl Karten, welche sie grinsend

betrachtet. Endlich ruft sie mit kreischender Stimme: „Siehst du in der Nähe des Herzkönigs die schwarze Dame? Brand, Krankheit, Uebel um sie? Ja, eine Hexe ist es, die deinem Mann all das Unglück bescheert, und sie wohnt nahe bei Euch.“ — „„Das ist die abscheuliche Lise, deren Hütte an die unsrige stößt! Ihr habt recht, kluge Frau, sie will uns nicht wohl, und ist eine Hexe der schlimmsten Art!““ Also rief die abergläubische Bäuerin mit Hitze, rang die Hände und ging, mit vielen Verwünschungen über die abscheuliche Lise, von der Wahrsagerin fort.

Vor der Schenke trifft sie ihren Mann, der vom Wein erhitzt und ausser sich ist. Sie kündet ihm den Ausspruch der weisen Frau; nennt unter häufigem Jammer die Quell alles Unglücks. Der betrunkene Gatte kommt hierdurch in die äußerste Wuth, welche die Verzweiflung seines Weibes noch mehrt. Er faßt einen Knittel und betheuert im fürchterlichem Grimm, die verfluchte Hexe so lange zu schlagen, bis sie den Fluch zurücke nehmen würde, der sichtbar über seinem Hause schwebe.

Wüthend stürzt er zur alten Lise hinüber. Das Weib weiß sich, erschrocken über den wahnsinnigen Ungestüm, mit dem er einbricht, nicht zu fassen. Sie flieht bebend und nach Hilfe rufend, in einen Erker der düsteren Stube; er aber packt sie an der Kehle, hebt mit flammenden Augen den schweren Knittel, und schreit geifernd vor Wuth: „Hexe!

gib heraus, was uns dein höllischer Zauber genommen!" — Vergebens sucht die schwache Alte sich seiner nervigen Faust zu entwinden; sie wehrt sich ängstlich, krümmt sich athemlos zu seinen Füßen; da führt er in der Wuth einen fürchterlichen Streich, der den Kopf der Unglücklichen trifft, — und sterbend stöhnt sie am blutigen Boden.

Als sie eben in den letzten Zügen ringt, stürzt das Weib des besinnungslosen Mörders herein, und mehrere Bauern ihr nach. Wer beschreibt das Erstarren Aller; wer mahlt das Erstaunen der Klügeren aus ihnen, als sie die Veranlassung zu jener schrecklichen That hören!

Der unglückliche Bauer und die Stifterin jenes Unglücks, die betrügerische Wahrsagerin, sind dem Kriminalgerichte zu W* überliefert; die Bäuerin aber hat den Verstand verloren und schmachtet im Irrenhause, indessen ihre Kinder, verwaisete, unglückliche Geschöpfe, vor den Thüren der Nachbarn um das tägliche Brod betteln.

Solches Unglück bringt Geistesschwäche und Dummheit. Wann werden die Menschen einsehen lernen, daß es kein grösseres Glück auf der Erde gibt, als den Sieg über jede Art des Vorurtheils und die möglichste Ausbildung ihrer Verstandeskräfte!

Gestillter Zorn und Schmerz.

Es hatte einst ein schlimm gesinnter Mann
Unrecht an mir — ich fühlt' es schwer — gethan
Da stieg das heiße Blut mir ins Gesicht,
Und in der Nacht fand ich die Ruhe nicht.
Unmuthig tret' ich an das Fenster hin,
Durch das der Mond so still und freundlich schien.
„Ach," dacht ich, „sieh doch jenen armen Mann,
Der Böses that, gleich hold und segnend an!
Hätt' er, o Mond, so reizend dich gesehn,
Mir wär' von ihm gewiß nicht Leid gescheh'n!"
Und fiel mir gleich das Unrecht wieder ein;
Fürwahr, ich konnt' Ihm nimmer böse seyn!

Seneka's, des Weisen, Tod.

Preiset euch glücklich, ihr Völker, denen die waltende Vorsehung einen milden Fürsten verliehen; selig das Land, wo die Gerechtigkeit sich mit väterlicher Güte paart, wo von dem strahlenden Throne herab das Beispiel der Tugenden winkt; wo Vertrau'n zum Regenten und Liebe des Volkes in schwesterlicher Eintracht gebiethen! Glückseliges Land! auf deinem üppigen Boden wird der Fleiß seinen Segen, der Bürger sein Glück finden. Friede und Eintracht werden deine Fluren unter dem jauchzenden Zuruf Millionen Beglückter durchwallen, — und keine Art Glückes wird Denen gebrechen, in deren Mitte gegenseitige Liebe unter dem erquickenden Strahl der Milde gedeiht!

Wie schreckenvoll erscheint dagegen das Loos jener Vereine, in deren Mitte Unfrieden und Gesetzlosigkeit herrschen; wo die usurpirte Machthaberei für einen legitimen Herrscher, drückende Willkühr für das Gesetz, Menschenhaß für Liebe, und Grausamkeit für beglückende Milde die erste Stelle behaupten. Die redlichen Bestrebungen Einzelner zersplittern sich dann im wirren Drange der Un-

ordnung, die Thränen der unterdrückten Unschuld fliessen vergebens, der beseligende Friede flieht scheuen Fußes die Stätten unbeschreiblichen Jammers. Mit warnendem Finger weiset die Geschichte Jene, welche, aus innerer Bösartigkeit oder Geistesschwäche, oft selbst nicht recht wissen, was sie in ihrem Mißvergnügen verlangen und wünschen, auf die Schreckenstage des römischen Machthabers Nero hin. Welch' eine Geisel des Himmels mußte der Mann, der die eigene Mutter, den tugendhaftesten Lehrer kaltblütig hinschlachten konnte, an der Spitze eines entnervten und entarteten Volkes seyn!

Es ist aber nicht das Ziel dieser Zeilen, Nero's Unthaten, sondern Seneka's, des Weltweisen Tod zu beschreiben. Dem machtvollen Ungethüme die arme Weisheit; dem lastervollen Leben das Scheiden eines Tugendhaften gegenüber; Unschuld und Geistesüberlegenheit, selbst in der Schmach des Todes, noch Sieger über die Gewaltthätigkeit und die Qualen eines Ruchlosen — welch ein unübersehbares Feld zur erhebenden Betrachtung für edlere, nach Tugend und Frömmigkeit, als die höchsten Güter der Erde, strebende Menschen!

Nero war beim Antritt seiner Regierung siebenzehn Jahre alt. Sein Lehrer Lucius Annäus Seneka, dessen Weltansichten in seinen musterhaften Schriften, nach so vielen Jahrhunderten noch immer Bewunderung und Anerkennung

behaupten, und Burrchus General der kaiserlichen Leibwache, hatten indessen mit Einsicht und Gerechtigkeit die Regierungsgeschäfte geleitet. Nero entfernte aber diese treuen Rathgeber bald genug; ließ seinen Lüsten freien Lauf, so daß die erschütternsten Gräuelscenen in Rom und dem weit ausgedehnten Bezirke dieser weltgebiethenden Stadt im raschen grauenvollen Wechsel an eine Kette sich richten.

Die Zeit erschien, in welcher jeder Freund der Tugend und Rechtschaffenheit hingewürgt werden sollte. Burrchus war gefallen; Seneka hatte durch den Tod dieses edlen Mannes die letzte Stütze seines Wirkens und Ansehens verloren. Auch standen Nero's Gesinnungen mit jenen des Weltweisen in zu grellem Contraste, als daß der undankbare Zögling nicht sehnlich nach einer Gelegenheit gestrebt hätte, sich von einem Manne, dessen Anblick und Erinnerung ihn immer mit Gewissensbissen quälte, dessen Ansehen unter dem Volke beneidet, und der stets als ein strenger Sittenrichter gefürchtet wurde, für immer zu befreien.

Der Widerstand des Cajus Piso gegen die Unternehmungen Nero's lieferte endlich den erwünschten Vorwand zur Anschuldigung Seneka's. Nicht nur die Verbündeten Piso's, sondern wer immer, seiner Denkungsart oder Reichthümer wegen, den Machthabern im Wege stand, wurde bei dieser Gelegenheit hingerichtet. Falsche Freunde und Sklaven hatten nun freies Spiel. Zeigte sich

in dem Verhöre jener Opfer der Mißgunst oder heimtückischer Rache, daß man sie gegen einen der Anhänger Piso's einst lächeln gesehen, daß sie jemals mit ihm geredet, ihnen, so zufällig es auch geschehen, begegnet, bei einerlei Tische zugleich Gäste gewesen, oder bei irgend einem Schauspiele beisammen gesessen hatten, so wurde dieses alles, selbst der geringste und zufälligste Antheil hieran, als Verbrechen erkannt, und mit dem Tode bestraft.

Daß Piso den Weltweisen Seneka um eine persönliche Zusammenkunft gebethen, welche aber unter Freundschaftsversicherung mit dem Bedeuten abgelehnt wurde, daß ähnliche Schritte ihnen Beiden gefährlich werden könnten, ward als hinreichender Beweggrund zur Verurtheilung angenommen. Der Tribun Granius Silvanus erhielt in geschäftiger Eile den Auftrag, ihn zu verhaften.

Seneka wurde in Gesellschaft seiner Gattin und zweier Freunde bei der Abendmahlzeit getroffen. Silvanus erklärte ihm die Veranlassung seiner Ankunft. Unerschüttert beantwortete der Angeklagte den Hauptpunkt der wider ihn vorgebrachten Beschuldigung. Er leugnete nicht, daß er im Namen Piso's um eine mündliche Unterredung ersucht worden sey, setzte aber bei, daß er an den Plänen jenes Mannes nie irgend einen Antheil genommen, da er das Ungesetzliche und Heimliche in Unternehmungen niemals geliebt und seinem ehemaligen Zöglinge Beweise seiner Offenheit und Freimüthigkeit in Menge gegeben habe.

Mit jener Erklärung kehrte der Tribun zu Nero zurück. Ohne viel darauf zu hören, fragte dieser sogleich: „Ist er zu einem freiwilligen Tode entschlossen?“ Als nun Silvanus mit unverhehlter Bewunderung die Unerschrockenheit und den heitern Muth des Verhafteten rühmte, erhielt er die Weisung, sogleich umzukehren, dem Philosophen sein Todesurtheil, und im Namen des Herrschers die Gnade, sich die Art des Todes wählen zu dürfen, unverweilt anzukündigen. Den Tribun hielt aber das unwillkührliche Gefühl der Scham davon ab, sich noch einmal vor dem Verurtheilten sehen zu lassen, und an dem Tode eines Unschuldigen weitern Antheil zu nehmen; er schickte daher einen, ihm untergeordneten Hauptmann zu Seneka, der ihm das Urtheil verkündigen und es vollstrecken sollte.

Mit jenem Gleichmuthe, welcher den Tugendhaften und Weisen in keinem Augenblicke verläßt, ihn weit über die Uebel der Erde und das allgemeine Loos dessen, was sterblich ist, erhebt, empfing Seneka diese erschütternde Nachricht. Er erwiederte: „Ich weiß zu sterben, mein Freund! lasse mir nur noch eine kurze Zeit, um meinen letzten Willen zu vollziehen.“ Der Hauptmann versetzte, daß ihm sein Auftrag leider nicht erlaube, einen Aufschub zu gönnen. — Und auch jetzt ward die Seelengröße des Verurtheilten in nichts überwunden. Seine Gattin und seine Freunde, die Zeugen dieser Scene waren, er-

füllten den Kerker mit Angstgeschrei und schwammen in Thränen. Er bemühete sich, sie durch Trostgründe aufzurichten, und empfahl ihnen, da ihm die Verfügung über seine Glücksgüter versagt sey, das Andenken an seinen Wandel und seine Lehren, als das einzige Vermächtniß, welches er ihnen hinterlassen könnte; er verwies ihnen dann ihre Trauer, zeigte mit siegender Kraft die Wahrheit, wie der Tod des freien Menschen höchstes Gut und nur der Anfang eines bessern glücklichen Daseyns sey, und bewies sich so als einen wahren Weisen, der über sein Schicksal und die Schrecknisse des Todes erhaben, in der unerschütterlichen Ruhe eines vorwurfsfreien Gewissens den reichsten Ersatz für jeden denkbaren irdischen Verlust findet.

Seneka ließ sich die Adern an beiden Armen eröffnen. Sein Blut floß nur sparsam, weil die Blutmasse seines, an Mäßigkeit und Entbehrung gewöhnten Körpers überhaupt nur gering war. Er ließ sich noch die Adern an den Schenkeln und Füßen aufhauen; während welcher Zeit ihn die ununterbrochene Heiterkeit seines Geistes über alle finstern Gedanken und Besorgnisse hob. Er verzieh' seinem Mörder, erwartete ruhig den Tod, und unterhielt sich mit den Umstehenden über verschiedene Gegenstände. Aber sein Ende schien nicht nahen und der Tod ihn fliehen zu wollen. Er ließ sich darum in ein warmes Bad bringen. Das Wasser beförderte und vermehrte den Ausfluß des Blutes.

Nach einer kurzen Zeit sank ihm das Haupt, und mit den Worten: „Dir, o befreiende Gottheit, fließt dieses Blut als Opfer!“ schlief er hinüber in ein besseres Leben, in welchem keine Flügel des Todes mehr rauschen.

Seine Gemahlin Paulina wollte in der ersten Heftigkeit ihrer Empfindungen, das Loos des geliebten Gatten theilen. Sie schrie aus: „Das Todesurtheil meines Gatten trift auch mich; auch ich will sterben!“ Sie wurde aber, ob sie sich gleich mit ihm die Adern eröffnen ließ, noch auf Nero's Befehl gerettet, und hatte hiedurch wenigstens den Beweis gegeben, daß der Weise und Tugendhafte in allen Verhältnissen des Lebens, des öffentlichen wie des häuslichen, Verehrung und treue Liebe gewinnt.

Das Volk war durch Seneka's Hinrichtung tief erschüttert, und des Weltweisen Andenken hat sich noch bis auf die spätesten Zeiten unter Allen, welche nach Weisheit forschen und nach Tugenden ringen, wohlthuend und segenreich erhalten. Auch ist nichts in dem Leben berühmter Männer interessanter und einflußreicher, als jener Zeitpunkt, in welchem sie durch die That beweisen, was sie durch Worte gelehrt; und darum ist es die erfreulichste Nachricht, welche immer das Herz lebhafter klopfen und den entmuthigten, fast erliegenden Geist aufrichten macht: — „daß ein für groß gehaltener Mann durch muthvolle Extra=

gung widriger Schicksale und edle Verachtung des Todes die Wahrheit und Kraft seiner Lehren an sich selber bewiesen.

Es fällt doch immer des Guten Feind, Wenn's redlich und treu der Kämpfer meint.

Kein höheres Ziel erreicht man ohne Hinderniß und Beschwerde. Der Tempel des Glücks liegt auf einer steilen Höhe, und die engen Pfade dahin führen über gähnende Schluchten, durch rollendes Gestein und dornige Wege. Jedem, der durch vorzügliche Eigenschaften glänzet und den ernstlichen Willen hat, Gutes und Großes zu leisten, stellen sich die Hydern der Mißgunst und Bosheit hemmend entgegen. Die neidische Schwäche zischt, eine giftige Schlange, unter seinen Füßen, fremde Selbstsucht ist das felsige Gestein, das seinen Tritten, entgegenrollt, Verleumdung der Sturm, welcher ihn in den lauernden Abgrund zu stürzen sucht, gleissende Gunst und Heuchelei der stechende Sonnenstrahl vor nahenden Gewittern, welche die Kraft des Wallers entnervt und das muthvolle Streben

im ermüdenden Kampfe zersplittert. Aus jedem Gebüsche, an dem er vorüberpilgert, sieht ein schärferes Auge die gespenstigen Gesichter der verführenden Hölle hervorschielen und grinsend ihn anhauchen mit dem betäubenden Athem der giftigen Schmeichelei, der ruchlosen Ehrgier, der verderblichen Sucht nach äußerm Gewinne und irdischen Glanz. Welch ein Wunder, daß so Wenige die Höhe der Menschheit und den Friedenstempel des Glückes erreichen! Denn schon am Fuße des Berges lagert der Troß der Schwächlinge sich, sieht mit perlendem Schweiß an der Stirn den blauen Gipfel von schimmernden Wolken gekrönt, und spricht mit gesunkenen Armen zagend: „Wir können ja nicht!" — Nur bis zur Mitte bracht' es im kühnen Muthe jener feurige Jüngling; doch zu unvorsichtig rasch war die Wallfahrt begonnen, und keuchend sinkt er, mit starren Blicken die Höhe messend, weil er das Maß seiner Kräfte nicht besonnen erwogen. Sieht den Abend des Lebens mit düsteren Flügeln über ihn hinrauschen, bevor er dem Ziel seiner Sehnsucht genahet! Tausende aber stürzen rechts und links in die lauernden Schlünde, und abermahl Tausende verlassen den dornigen Fußsteig der Tugend und folgen der gleissenden Fahrstrasse des Lasters, die, auf beiden Seiten von Irrlichtern lockend erleuchtet, herab vom Berge des Ruhms in die Sümpfe des Elends führt. Also gelangen, von den Millionen Berufenen, der Auserwählten nur äußerst Wenige zu dem seligen Frie-

den guten Gewissens, zu der heitern Höhe festen Glaubens, zum einzig wahren, ewig dauernden Glücke der edleren Menschheit!

Lass' dich indessen von den Gefahren, welchen Andere erliegen, nicht schrecken. Auf, an dem Morgen des Lebens! das gemächliche Lager der Bequemlichkeit verlassen! den leitenden Stab ergriffen! unermüdet vorwärts gestrebt auf den Bahnen der Tugend! Lispelt am Morgen die Verführung, erhebt sich am Mittag der Sturm hemmender Selbstsucht — aufwärts geblickt! lass' sie wüthen, die Feinde des Guten — denn der, welcher den Treuen beschützet, ist größer als die Fürsten der Finsterniß. Frommer Sinn und fester Glaube, eiserner Wille und gestählter Muth kennen kein Hinderniß, das nicht zu erdrücken, keine Gefahr, die nicht leicht zu bekämpfen wäre. Was der Mensch Gutes will, kann er auch immer!

Diese Gedanken, die auf die innere, wie die äußere Höhe des Lebens bezogen werden können, streben in mir lebhaft empor, wenn ich die zurückgelegten Bahnen großer Menschen betrachte. Welch' ein beschwerdenvoller Anfang, welche Hindernisse und Hemmungen, welch Steigen und Fallen! — und trotz dem das Wiederaufraffen, der endliche Sieg über Neid und Bosheit, wo denn doch immer das wahrhaft Gute, gleich der Sonne aus den tückischen Wolken, in ihrem göttlichen Glanze aus dem Kampf tritt, und die Lasten des harten Streites mit der dauernden Siegesfreude belohnt!

Zu den tausend Beispielen, welche die Geschichte und die Weltereignisse im Großen und Kleinen geben, jenes des berühmten Staatsministers, Grafen von Schulenburg-Kehnert an diese Stelle.

Der Graf v. Schulenburg hatte keine günstigen Jugendschicksale, von denen sich eine glänzende Laufbahn für die Zukunft erwarten ließ. Zum Soldatenstande bestimmt, ward er bei dem Regimente Marbitz als Kadet untergebracht. Der Chef des Regimentes war aber ein ungerechter, gegen den hoffnungsvollen Jüngling feindlichgesinnter Mann, welcher die Abneigung, die er gegen Schulenburg's Vater gehegt hatte, auf den Sohn übertrug. So geschah es, daß er bei einer Musterung, welcher der König Friedrich *II.* selbst beiwohnte, den Jüngling mit den schwärzesten Farben, und als den schlechtesten Offizier seines Regimentes, schilderte. Der König wurde über den Angeklagten so aufgebracht, daß er ihn augenblicklich hinter die Fronte schickte, und ihn dann mit den bittersten Ausdrücken verabschiedete. Die Heftigkeit Friedrichs *II.* war allbekannt; Jedermann wußte, daß er von einem angenommenen Vorurtheile nimmermehr abgebracht und von einer gefaßten Abneigung kaum jemals zurückgeführt werden konnte. Alle hielten den jungen Mann für das Glück seines Lebens verloren, — nur Er allein behielt Muth und Hoffuung, die ihm, auf ungerechte Weise, entrissene Huld des königlichen

Herrn zu erringen. „Ich bin rein in meinem Gewissen," rief er, „und will es durch Thaten beweisen, daß die Behauptungen des Gegners meiner Familie Verläumdung gewesen."

Er begab sich auf die Güter seines Vaters in's Magdeburg'sche. Nach dem Tode desselben trat er die Verwaltung seines Erbes mit solchem rechtliebenden Biedersinn und väterlicher Milde gegen die Unterthanen an, daß er bald das Vertrauen der Stände errang und von ihnen zum Landrath des Kreises gewählt wurde. Der König aber verweigerte die Bestätigung in Ausdrücken, welche für den Gewählten und die Wähler höchst demüthigend waren. Der Graf unterwarf sich dem Unwillen des heftigen Gebiethers, fuhr ruhig fort, in seinem Kreise das Gute zu wirken, und wiederholte oft, wenn man ihm sagte, „wie seine Talente und sein treffliches Herz eines bessern Looses würdig gewesen," daß nicht der Stand und die Höhe im Leben, sondern die Ansichten und Gemüthsruhe des Mannes sein Lebensglück gründen.

Einige Jahre darauf kam der König auf einer Reise in's Magdeburg'sche. Er findet eine neu angelegte, beträchtliche und durchaus bewohnte Kolonie. — „Wer hat das hier angelegt?" fragte Friedrich mit freundlicher Miene. „Der Graf v. Schulenburg," war die Antwort. „Ach, der!" sagte der König verdrießlich, „nun, es

ist gut." man fährt weiter, und es zeigt sich eine noch schönere Kolonie als die vorige. Der König stellt dieselbe Frage, und erhält dieselbe Antwort, wie bei der ersten. Friedrich nahm ein, über Jemand öffentlich ausgesprochenes Urtheil sehr ungern zurück, und blieb noch immer gegen den thätigen Gutsbesitzer eingenommen.

Einst hatte die Elbe die Wiesen sehr versandet, und man forderte von den Landständen Vorschläge ein, wie die Reiterei, trotz des Heuschadens, am leichtesten zu verpflegen sey? Es erschienen eine Menge Vorschläge, welche aber alle mit Unwillen verworfen wurden. „Mein Gott, was für abgeschmacktes Zeug!" rief der König aus; aber auf einmal fand er ein Gutachten, das ihn anzog und das er mit Aufmerksamkeit las. „Nun, das ist ein vernünftiges," sagte er athemschöpfend, „wer hat es verfaßt?" — „Der Graf von Schulenburg" — hieß es, „hier seine Unterschrift." „Ei was! nicht möglich!" versetzte der König, etwas weniger erbittert, als früher.

Bald nach diesem Vorfalle starb der Präsident der magdeburg'schen Kammer, und diese sollte dem Könige einen Kandidaten zu jener Stelle aus ihrer Mitte vorschlagen. Sie erklärte einstimmig, daß kein Mitglied hiezu geeigneter sey, als der Graf Schulenburg, und bath den König, diesen treugesinnten, biederherzigen Mann zu ihrem Vorstand zu ernennen, ob er gleich nicht Mitglied des Collegiums war. — „Schulenburg, und immer

Schulenburg!“ rief Friedrich aus; „ich muß den Mann doch sprechen.“ Der Graf erschien. Friedrich bewies ihm anfänglich wenig Vertrauen, prüfte ihn strenge, gewährte endlich die Bitte der Kammer, und Schulenburg hatte nun eine Bahn eröffnet, auf welcher er seinem heftigen, aber rechtliebenden königlichen Gebiether beweisen konnte, daß er dessen Achtung und Theilnahm' niemals unwerth gewesen. — Der König war so edel, es bald zu gestehen, daß er dem Grafen, auf Veranlassung des alten General-Lieutenantes, Unrecht gethan, und rasch stieg der kräftige, das Gute mit edlem Herzen wollende Mann bis zum Minister hinauf.

Was Schulenburg auf dieser hohen Stufe zum Besten des Thrones und Staates gewirkt, gehört der Geschichte an, und sein Name wird lange noch ein glänzender Stern am Himmel der menschlichen Größe stehen, wenn andere Lichter längst untergegangen und auflodernde Schnuppen erloschen und vergessen seyn werden.

Wer hätte bei solchem ungünstigen Anfang ein so glänzendes Ende erwartet? Wahrlich, nicht an dem Zufalle, nicht an den Umständen, liegt es, ob unser Vorhaben, Gutes zu wirken, zur That emporreifen könne. Unablässiges, festes und ernstes Streben, eine unermüdete, weise Thätigkeit, die unverrückte Richtung nach Einem und demselben Ziele — sieh' das Geheimniß alles innern und äußern Glückes; und jemehr ich den Lauf der

Dinge in's Auge fasse, desto kräftiger wächst die Ueberzeugung empor, daß wir allein Herren unseres Looses, allein die Schöpfer und Zerstörer unseres Glückes auf diesen kurzen und jenen ewigen Bahnen sind!

Muth, Mitleid, Lohn.

Wahre Begebenheit. *)

*

Es stürmt mit ungezügelter Wuth
Hervor aus der Wehr' die entfesselte Fluth;
Es brechen die Dämme, der Brückenbogen
Versinkt in den alles verheerenden Wogen;
Wo Glück erst gethronet, da zittert die Noth,
Wo Leben geblühet, da dräuet der Tod.

Hört, wie's durch die sturmgepeitschte Luft
Dort von der Anhöh' nach Hilfe ruft!
Es gilt einem Kinde, dem armen Wurme,
Das mitten einherschwimmt im Wogensturme.

*) Diese rührende Begebenheit ereignete sich am 20. April d. J. auf dem Hafendamme zu Boulogne. Der edle Mann hieß Delpierre.

Will Niemand des Armen Retter seyn,
Setzt Keiner sein Leben für fremdes ein?

Da stürzt ohne Säumen ein edler Mann
In's Wogenmeer abwärts, die Fluth hinan,
Sinkt zehnmal unter im Wellengedränge —
Es wüthet der Sturm, es jammert die Menge —
Da taucht er auf, das Kind an der Hand,
Und kämpfet sich mühvoll an's rettende Land.

Und wie sie dann beide am Ufer sind,
Sinkt erst sein Aug' auf das lebende Kind!
Welch Staunen, o Freude, o Hochentzücken!
Wer mahlt sein Glück in den thränenden Blicken!
Gott lohnet das Mitleid auf Erden schon —
Gerettet hat er — den eigenen Sohn!

Ehre Vater und Mutter, daß es dir wohl ergehe auf Erden!

Der Minister eines vor wenigen Jahren verblichenen deutschen Fürsten hatte sich durch Kenntnisse und Tugenden zu dieser Höhe emporgeschwungen. Der Fürst hatte ihn auf seinen Reisen kennen gelernt, als Sekretär in seine Dienste genommen und in dem wackeren Manne mit der Zeit so viele Vorzüge des Geistes und Herzens entdeckt, daß er ihm täglich Beweise seines Vertrauens gab, und ihn von Stufe zu Stufe zu dem erhabenen Posten beförderte, welcher, nach dem Range des Regenten, für den ersten im Lande galt. Alles ließ den Talenten und Tugenden des fürstlichen Günstlings Gerechtigkeit wiederfahren; nur daß seine Herkunft mit einem dunklen Schleier bedeckt war, tadelten Manche, denn einige beschränkte Höflinge meinten, der Glanz der Geburt allein vermöge den Vorzug des Geistes und Herzens zu adeln.

Einst feierte der Minister sein Geburtsfest. Er hatte eine glänzende Gesellschaft zur Tafel geladen. Die ganze Versammlung sah mit erwartungsvollen Augen dem Erscheinen des Herrn vom Hause entgegen. Endlich, nachdem die Neugierde der Herren und Damen durch längeres Warten hoch genug gespannt worden war, flogen die Thüren des Saales auf, und herein trat der Minister, eine

Bäuerin an dem Arme und einen Greis, der ebenfalls ländlich gekleidet war, an der Seite. Zum großen Erstaunen der vornehmen Gäste wies der Minister, nachdem er sich gegen die Versammlung freundlich verbeugt hatte, den sonderbaren Ankömmlingen die ersten Plätze der Tafel ein.

Jetzt, da Alles seinen Platz eingenommen hatte und die Gesellschaft mit verwunderten Blicken und gemischten Empfindungen die beiden Landleute fortan betrachtete, nahm der Minister das Wort: „Schon längst habe ich Ihren Wunsch entdeckt, von meiner Abkunft unterrichtet zu werden. Schreiben Sie es nicht einem falschen Ehrgeitze, sondern nur dem Mangel einer passenden Gelegenheit zu, daß ich diesen nicht früher entgeg enkommen. Dieser Greis hier ist mein Vater, diese gute Frau hier meine Mutter! Entschuldigen Sie, daß ich beide an die ersten Plätze und an meine Seite gewiesen, denn ich verdanke meinen guten Aeltern, als ihr einziger Sohn, Alles, was gutgesittete Kinder ihren größten Wohlthätern auf der Erde nur danken können!"

Die Versammlung brach in einen Ausruf der Verwunderung aus. Mit den sonderbarsten und manigfaltigsten Gefühlen hatten Alle die Worte des Ministers vernommen, aber zum Ende gewann doch jenes der Achtung für einen Sohn, welchen weder die Gunst des Glückes noch die Vorurtheile der Menge abhalten konnten, armen und niederen Ael-

tern die ihnen gebührende Ehrfurcht vor aller Welt zu erweisen, in den Herzen der Anwesenden den Sieg. „Es ist schön, Euer Excellenz,“ rief ein alter Oberforstrath aus, „daß Sie Ihre Aeltern in Ehren halten! Wer ein guter Sohn ist, ist auch ein braver Mann; er behauptet jeden Rang und Stand mit wahrem Verdienst! Gott erhalte Ihren Aeltern solch einen Sohn lange noch auf dieser Stufe des Glückes!“

Die Gesellschaft stimmte einmüthig in den Wunsch des biederen Oberforstrathes ein, und alle bemühten sich, gegen die guten, einfachen Landleute gefällig und herzlich zu seyn.

Als der Fürst von diesem Vorfalle, der bald zum Stadtgerüchte geworden, Kunde erhielt, lobte er das Benehmen seines Günstlings aus dem Grund seines Herzens. Er forderte, daß die Aeltern seines Ministers Ihm vorgestellt würdeu, und wiederhohlte, daß er der sämmtlichen Jugend seines Landes gleiche Hochachtung und Liebe für ihre größten Wohlthäter wünsche. „Es ist eine grosse Ehre,“ sprach er mit Nachdruck, „von niederer Geburt durch Talent und Tugenden hochgestiegen zu seyn; es ist aber die verachtungswürdigste Schmach, mit den Vorzügen höherer Abkunft nicht den Adel der Bildung und des Gemüthes vereinigt zu haben!“

Gebrechlicher wie Glas, ist Menschengunst und Glück.

Welches Drängen und Treiben der Menschen, eine erträumte Höhe des Glücks zu erreichen! Die unablässigen Sorgen, der Kummer, die Kränkungen, die List, die Kabalen, die fieberhaften Kämpfe, in denen sie nach irdischem Vortheil ringen! Wenn ein Weiser diesen gährenden Haufen betrachtet — welch' ein thörichtes Mühen, welch vergebliche Kämpfe! Was ist Erdenlos, was die Höhe des Lebens? Ehe ein Blatt von dem Baume fällt, hat sich Mißgeschick zum Glücke, die Freude zum Elend gewendet. Mit Eulenfittigen rauschet die Zeit vorüber und, im Schweiß seines rastlosen Mühens gebadet, stürzt der ehrgeitzige Ringer auf das harrende Grab los, das seinen gähnenden Schlund aufgethan, ihn, ehe er noch das ersehnte Ziel seines irdischen Streites gefunden, nie mehr aus seiner düsteren und geheimnißvollen Haft zu entlassen.

Macht denn Keinen die Erfahrung klüger? sind die inhaltschweren Blätter der Geschichte für Alle verloren? Kehrt doch der Kreislauf der Be-

gebenheiten und Schicksale immer wieder! Haben dieselben Ursachen nicht stets auch dieselben Wirkungen zur Folge? und so Wenige wollen im Spiegel der Vergangenheit das warnende Bild der sicheren Zukunft erblicken! Reiche sind verschwunden, Throne gestürzt, Kronen und Zepter gesunken, die Lorbeere der Helden sind verwelkt, von den Früchten hundertjährigen rastlosen Strebens ist nichts übrig geblieben, als ein kleines Samenkorn, das, in die Herzen der Nachkommen gesät, veredelten Stamm bringen soll, indessen aber von Eitelkeit und Eigennutz die keimende Kraft wieder erstickt wird, so daß so Viele nur ihre eigene Erfahrung erst dann weise macht, wenn alle Weisheit zu spät, das Mark des Geistes im Kampfe versiegt, und die wahre Kraft eines edleren Lebens fruchtlos im Kampfe versplittert worden ist.

Es gibt kein Erdenglück, als den Frieden, keine Höhe des Lebens, als die Tugend, keine Weisheit, als die Ueberzeugung, alles sey eitel! Das Geschick jedes Menschen liefert zu diesem Satze Belege; einleuchtender und ernster aber vielleicht keines, als der Lebenslauf des Freiherrn von Neuhoff. Denn man kann wohl kaum einen größern Wechsel des Glückes und Unglückes denken, als in dem Stand eines Privatmanns durch die Wahl eines freien Volkes die Krone erhalten, Namen und Gewalt eines Königs führen, und am Ende — vor Mangel und Armuth in einem Gefängniß zu verschmachten!

Theodor Freiherr v. Neuhoff stammte aus dem berühmten Hause de la Mark. Sein Vater, im Jahre 1695 gestorben, hinterließ drei Kinder ohne alles Vermögen. Die Herzogin von Orleans nimmt den verwaiseten Theodor in Schutz, läßt ihn erziehen, gibt ihm dann eine Pagenstelle, und endlich eine Kompagnie.

Die Eigenschaften der Seele zeigen sich frühzeitig. Man kann es ohne Vorurtheil behaupten, daß Theodor durch seine Herzensgüte, seinen Muth, durch viele Tugenden des hohen Ranges würdig gewesen, zu dem er sich emporgeschwungen, und das Mißgeschick nicht verdient habe, welches ihn am Abend seines Lebens verfolgte. Geschichte war sein Lieblingsstudium; sie sah er als das sicherste Mittel an, noch vor der Zeit jene Erfahrungen zu erlangen, zu welchen man mit den Jahren nur langsam, und meistens erst dann gelangt, wenn die Gelegenheit, sie zu benützen, vorübergeflohen.

Indessen scheint er aus ihr doch nicht die überall hervorschimmernde Lehre gezogen zu haben: daß Ehrgeiz den Menschen nie glücklich macht. Ehrbegierde verleitete ihn nämlich, Dienste bei dem schwedischen König Karl *XII.*, der damals ganz Europa mit dem Ruhm seiner Thaten erfüllte, zu nehmen. Unter diesem Alexander der neueren Zeit dient Theodor mit Auszeichnung und beweiset bei vielen Veranlassungen im Felde jenen Muth, jene Verachtung des Lebens, ohne welche Niemand

ein wahrer Held genannt werden kann. Doch auch in den Geschäften des Friedens glänzen Neuhoff's hervorragende Talente. Karl *XII.* gibt ihn seinem Lieblinge und Minister Freiherrn v. Görz an die Seite; Neuhoff leitet in Spanien wichtige diplomatische Verhandlungen, gewinnt Vertrauen, die Achtung des Königs, kehrt mit vielen Gunstbezeugungen nach Schweden zurück — als eine mörderische Kugel allen Plänen seines königlichen Gebiethers und Helden zugleich mit dessen Leben ein Ende macht, und der unglückliche Günstling, Freiherr von Görz, auf dem Schaffote, nach dem Urtheil des Senates von Stockholm, den Kopf verliert.

Dem Freiherrn v. Neuhoff bleibt kein anderes Rettungsmittel, als schleunige Flucht. Nach tausend Gefahren kommt er in Korsika an, und trifft die tapferen Bewohner in fieberhafter Gährung, in kriegerischen Waffen.

Die Korsikaner waren früher durch die Lage ihres Landes stets der Herrschsucht mächtigern Nachbarn Preis gegeben. Wild in ihren Sitten und abgeneigt jeder bürgerlichen Ordnung gelangten sie nicht zur inneren Einheit und Stärke, auf daß sie sich mit gleichen Waffen gegen fremde Anmassungen hätte wahren können. — Bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts gehorchten sie den Pisanern, und als die Genueser die Herrschaft über den westlichen Theil des mittelländischen Meeres erkämpften, wurden diese Herren der Korsen. Die Regierung der Genueser war nicht so weise und billig, um das

unterworfene Volk zu versöhnen. So geschah es, daß die Korsen alsbald die Waffen ergriffen, wie Genua durch innere Unruhen und äußere Kriege dahinsiechte.

Der Freiherr v. Neuhoff bewundert die unerschrockene Tapferkeit der Korsen; er nimmt Theil an ihrem Kampfe, erwirbt ihnen die Gewogenheit des Herzogs von Würtemberg, stimmt endlich den kaiserlichen Hof dahin, sie in Schutz zu nehmen, erweiset Freunden und Unbekannten, die ihre Zuflucht zu ihm nahmen, mit gleichem Eifer lebhafte und nützliche Dienste.

Die in Gährung versetzten Korsen glaubten für ihre Sicherheit nicht besser sorgen zu können, als wenn sie die republikanische Form ihrer Regierung in eine monarchische umwandelten und dem edlen Fremdling die Krone aufsetzten. Theodor, mit einer Krone von Lorbeern geschmückt, mit einer Leibgarde umringt, wird von den Vornehmsten und Angesehensten des Volkes unter dem Namen: „Theodor *I.*, König von Korsika und Kapraja," zum erblichen und unumschränkten Gebiether der Insel ausgerufen.

Die Pforte, deren Beistand Theoder ansuchte, unterstützte ihn mit einer ansehnlichen Summe Geldes; der neue König der Korsen vertrieb die Genueser nach mehreren siegreichen Gefechten fast ganz von der Insel, eroberte Geld, Waffen und Munition, wird von dem entflammten Korsenlande „Schutzengel, Vertheidiger, Befreier," genannt.

Doch Winde und Wetter sind beständiger, als gleissende Volksgunst; Tiger und Katzen treuer, als die heuchlerischen Freunde der schnell Emporgestiegenen; und die Farben des Regenbogens dauern länger, als die Erkenntlichkeit eines bildungslosen, der Zucht und Ordnung entfremdeten Volkes. Wie einmüthig auch Theodor zum König erwählt worden war, so dauert die Zufriedenheit der Nation doch nicht lange. Es entstehen schon Partheien gegen ihn, als der erste Taumel der Freude vorüber ist. Und wie erst das, von der ottomanischen Pforte erhaltene Geld versiegt, — ist der Schutzengel, Vertheidiger, Befreier, nur mehr ein lästiger Fremder, den Mißgunst und Haß auf allen Schritten umlauern. Die Korsen murren, rufen Versammlungen ein, und lassen drei der Vornehmsten, die an Theodors Wahl den meisten Antheil gehabt, in Schnelligkeit hinrichten.

Theodor sieht hierin einen drohenden Wink, auf die Rettung seines Lebens zu denken. Arm und ohne Aussicht, verläßt er die undankbare Insel, für welche er alles geopfert, kommt unter vielen Drangsalen, in den traurigsten Umständen, auf Englands Boden an, wo sein ferneres Leben eine ununterbrochene Reihe von Unglück war. Seiner Schulden halber wird er endlich zu London in's Gefängniß gesetzt, wo er am 11. Dezember 1756, im 61. Jahre, sein ruheloses Leben auf eine traurige Weise beschloß. Leichtgläubigkeit, allzugroßes Vertrauen auf fremde Verheissungen mögen, bei

den hervorstehendsten Eigenschaften, die Ursache seines Unglücks und des grausamen Betruges, mit dem man ihn häufig hintergangen, gewesen seyn.

Die letzten Worte des Unglücklichen, als er verschied, waren: „Was ich gewollt, gethan und erlitten — wie ein schwerer Traum ist's vor mir vorübergezogen. Eitel ist das Leben, und alle Macht, alle Größe! denn ich sehe es nun ein, wie es am Abend der menschlichen Tage ein Gleiches ist, ob man an der Spitze einer siegreichen Armee mit dem Diktatorstabe, oder vor einer weidenden Heerde mit einer Schalmei sein kurzes Daseyn verkündet. Die Sonne sinket einmal unter, und der finstere Mantel der Nacht decket so den Fürsten, wie den Hirten, bis zum kommenden Morgen eines glückseligeren, ununterbrochen heiteren Lebens!“

Arme, verlassene Jünglinge, groß und glücklich im Mannesalter.

Lass' die Winde stürmen
Auf der Lebensbahn,
Wenn auch Wogen thürmen
Gegen deinen Kahn,
Schiffe ruhig weiter,
Ob der Mast auch bricht,
Gott ist dein Begleiter,
Er vergißt dich nicht.

So oft ich einen armen Studirenden sehe, deren es jetzt freilich sehr viele gibt, und, mich wohl selbst an meine Jugendjahre erinnernd, der manigfachen Noth und jener hundertfältigen Entbehrungen denke, welche so mancher arme und verlassene Jüngling auf mit Dornen bestreuter Bahn zu dulden hat: dann wird mir das gedrängte Herz alsbald durch den Gedanken erleichtert, daß sich sein düsteres Lebensloos im Kurzen erheitern, und ihm aus den finstern Wolken des Leidens, wenn

er den Glauben an die Vorsehung, die Liebe zu seiner Ausbildung und das Vertrauen auf seine Kräfte nicht verliert, ein glänzender Glücksstern hervorschimmern könne. Wenn ich dann im Geiste den armen alten Vater und die liebende Mutter des ringenden Jünglings, mit banger Wehmuth und doch alles opfernder Liebe, das Letzte auf die Bildung desselben verwenden sehe: so möchte ich ihnen mit klopfendem Herzen zurufen: „Die Zeit der Ernte wird kommen, gute Menschen! Wacht nur darauf, daß Euer Sohn edle Gesinnungen behalte; denn der Himmel segnet den Fleiß der Armen und beglücket Die gerne, welche gläubig vertrauen!"

Es ist wirklich erhebend für so Viele, welche die Wissenschaften lieben, und trostreich für Die, welche von den Schlägen unverdienten Mißgeschickes getroffen werden, durch einen aufmerksamen Blick auf Vergangenheit und Gegenwart bestätigt zu finden, daß dem jungen Fleiß und Talente jede Hoffnung zum Lebensglück winke, daß Jünglinge aus der Niedrigkeit und bittersten Armuth sich oft auf die höchsten Stufen irdischen Wohlseyns erheben, und daß, während die vornehmthuende Bequemlichkeit und Trägheit die Glücksleiter abwärts gedrängt werden, ernste Verwendung und edler Sinn gewiß einen kaum möglich gedachten Preis aus dem tummelvollen Kampfplatz davontragen. O könnte ich mit lauter Stimme euch, lieben jungen Freunde, die ihr in der Bahn Eurer

Bildung vielleicht ermatten wollt, diese Ermunterung — Euch, die ihr durch die Menge von Entbehrungen manchmal muthloser werdet, diesen erhebenden Trost zurufen, und Jedem, dem es Ernst ist um das Heiligste, die Verbesserung des Gemüthes und Bildung des Verstandes, das blumenreiche und glanzvolle Ende einer steinigen und dornenvollen Laufbahn zur Aneiferung in heiterer Ferne zeigen! Gewiß, Gott läßt von Keinem, der von der Frömmigkeit und von dem Fleiße nicht scheidet!

Zu diesen Worten des Trostes einige Beyspiele aus der wirklichen Welt, welche uns, nebst so vielen tausend andern, im Glanze des Ruhmes und Glückes als ermunternde Leitsterne Männer vorführen, die in ihren Frühlingstagen mit Noth und Kummer gerungen, und nur durch ihre Sitten und ihren Fleiß das wandelbare Glück sich standhaft gewonnen haben.

I.

Valentin Düval,

k. k. Bibliothekar und Aufseher des k. k. Münzkabinetes in Wien.

(Gestorben im Jahre 1775.)

Wer hätte in einem armen verlassenen Bauernjungen, welchem man nur mit Mühe eine Schaar

Lämmer, und späterhin die Aufsicht über einen Hühnerhof anvertraute, den der Stiefvater aus der jämmerlichen väterlichen Hütte von sich stieß; der bettelnd von Dorf zu Dorf wanderte, und noch in seinem fünfzehnten Lebensjahre keine Idee von Schrift oder Buchstaben hatte, — wer hätte in diesem Sohne des Elends und Kummers einen nachmals so angesehenen Staatsdiener und gepriesenen Gelehrten gesehen! Wahrlich, die Wege der Vorsehung sind wunderbar! Oft stürzt der allmächtige Lenker menschlicher Schicksale mit Einem Winke, was sich kühn und verdienstlos in die Höhe gewunden, und erhebt wieder entgegen Jene, die, demüthig und glaubend an seine Weisheit und Macht, Niedrigkeit und Entbehrung geduldet.

Valentin Düval ward zu Artonay in Frankreich geboren. Seine Aeltern waren Bauersleute, die in der größten Dürftigkeit lebten. Nach dem frühen Tode seines Vaters mußte der schwache Junge, von einem gefühllosen Stiefvater, der wohl eine menschliche Gestalt, aber keine menschlichen Gesinnuugen hatte, viele Mißhandlungen dulden; er wurde endlich fast ohne Bekleidung, ohne Geld oder Empfehlung, aus der väterlichen Hütte gestossen. Der beklagenswerthe Knabe fand hier und da mitleidige Menschen, die ihm einige Zeit als Hüter ihres Viehes kümmerlich Brot gaben, kam endlich nach Troyes, wo er im Hospitale, mit welchem eine Erziehungsanstalt für arme Kinder verbunden war, für mehrere Monate

ein klägliches Unterkommen erhielt. Indessen konnte man auch hier die fremden Knaben nicht länger auf Kosten der Eingebornen ernähren, und hieß ihn weiter wandern. — Düval fand nun bei verschiedenen Pächtern und Landleuten einen kummervollen Aufenthalt als Hirtenknabe.

Aber schon zu Anfang des äußerst strengen Winters 1709, der überall die größten Verwüstungen anrichtete, wurde er wieder brodlos und gezwungen, bettelnd umher zu irren. Die Kälte war so groß, daß das Vieh in den Ställen erfror, daß die stärksten Bäume von oben bis an die Wurzel zerplatzten und unzählige Menschen umkamen. In dieser grimmigen Kälte lief nun Düval von Dorf zu Dorf; wurde, um das Maß seines Elends voll zu füllen, noch von den Pocken befallen und endlich von einem mitleidigen Bauer in einem Schafstalle unter einen Haufen Dünger begraben, so daß nur sein, von den Blattern gräßlich entstellter Kopf hervorragte. Der arme Knabe genaß bei dieser heroischen Kur und blieb als Hirtenjunge bei seinem Wohlthäter.

In seinem fünfzehnten Jahr bekam Düval Aesops Fabeln mit Kupfern zu Gesicht. Es entstand in ihm eine glühende Begierde, die Zeichen des Buches zu verstehen. Mit Hilfe einiger Geistlichen und Greise lernte er bald lesen. Und nun entwickelte sich sein Verstand auf eine unglaublich schnelle und merkwürdige Weise, wenn gleich noch die wunderlichsten und irrigsten Vorstellungen über

Welt und Menschen in seinem reichen Gemüthe herrschten. Die Bemühungen der Einsiedler von St. Anna, der zufällige Fund einer Himmels=, und das Geschenk einiger Erdkarten erweiterten die beschränkten Kenntnisse des wißbegierigen Jünglings, der alles das durch seine eigene Thatkraft finden und sich erkämpfen sollte, mit Beschwerde und unsäglicher Mühe, was Andere, von tausend Hilfsmitteln unterstützt, so leicht sich aneignen könnten, und zur tiefen Betrübniß ihrer Lieben doch nicht immer wollen.

Merkwürdig ist es, wie der arme Düval nach unsäglichen Versuchen dazu kam, die Erdkarten zu verstehen. Um eine sinnliche Vorstellung von der Erde zu haben, verfertigte er sich selbst einen Globus aus Thon, und bezeichnete die Zirkel mit Stäben, welche er um seine Kugel bog. Sein Eifer blieb unermüdet, und jemehr sich seine Kenntnisse erweiterten, desto mehr lernte er einsehen, wie viel ihm noch zu wissen nöthig sey. Er konnte sichs nicht läugnen, daß er, da er sich von seinem kleinen Lohne Bücher anschaffen mußte, wohl mit vielfacher Noth zu kämpfen habe; aber es stand lebhaft in seiner Seele, daß es immer besser sey, weniger bequem und im Aeußeren glücklich, als unwissend zu leben.

So traf den unbeachteten Hirten in seinem ein und zwanzigsten Jahre auf freiem Felde, in Lumpen gehüllt und Schafe hüthend, jedoch von

einer Weltkarte und geographischen Büchern umgeben der Erzieher des Prinzen Leopold Freiherr von Pfütschner. Er erstaunt über die Kenntnisse des Hirten; und faßt endlich den menschenfreundlichen Entschluß, ihn auf seine Kosten studiren zu lassen. Der, seinem Elende, wie durch ein Wunder plötzlich entrückte Jüngling leistet nun das Unglaubliche. Tag und Nacht an seine Bücher gebannt, die Ausbildung des Verstandes für das höchste Ziel der Menschheit erkennend, übertrifft er bald seine Lehrer. — Schon im Jahre 1719 ernannte ihn Prinz Leopold zum Professor der Geschichte auf der hohen Schule zu Lüneville.

Die große Freigebigkeit des Herzogs und die Dankbarkeit seiner Schüler setzte den glücklichen Düval nun in die Lage, gegen seine ersten Wohlthäter, die Eremiten von St. Anna, dankbar zu seyn. Er baute ihr Haus, die Wiege seines Glückes, von Grund aus neu auf, kaufte Aecker und Felder an, gab auch dem ganzen Institute einen, der bildenden Menschheit höchst nützlichen Zweck. Sein Glück, das von edlen und dankbaren Menschen nie mehr scheidet, stand nun sicher und fest, begründet. Er kam nach Leopolds Tode zum Großherzoge Franz als Bibliothekar nach Florenz, und als sich dieser Beschützer der Künste mit der edelmüthigen österreichischen Kaiserin Theresia vermählte, ward er nach Wien berufen, wo er die Aufsicht über das berühmte kaiserliche Münz-

kabinet, nebst vielen erhebenden Auszeichnungen, erhielt.

Düval gewann nun durch Sparsamkeit und Fleiß ein bedeutendes Vermögen, lebte in seinem häuslichen Verhältnisse ruhig und glücklich, und verschied, nach vielen menschenfreundlichen Anordnungen, und nachdem er zweimal noch die Stätten seiner Kindheit, seines Duldens und Glückes, mit dankbarer Erinnerung an die wohlthätigen Fügungen der Vorsehung besucht hatte, im achtzigsten Jahre in vollkommener Ruhe und Heiterkeit ein Leben verlassend, das er auf die schönste Art benützt hatte, um in einem andern zu einer größern Vollkommenheit zu gelangen.

Jüngling, der du die merkwürdigen Schicksale dieses Mannes bewunderst, es müßte dir jede Kraft des Urtheils und jede feinere Empfindung gebrechen, wenn du nicht, nebst dem Erstaunen über solch ein heldenmüthiges Streben für die Wissenschaft, die Ueberzeugung mit dir nähmest, daß der Mensch alles Gute vermöge, wenn es ihm darum Ernst ist, daß kein Hinderniß für den talentvollen Studirenden zu groß, kein Verhältniß zu drückend sey, um nicht dereinst an das schönste und freundlichste Ziel eines durch Kenntnisse und Wissenschaften hoch erhobenen Lebens zu gelangen!

II.

Adrian VI.

erwählt zum Pabste, 1522.

Sixtus *V.* der von einem Hirtenjungen bis zur höchsten kirchlichen Würde emporgestiegen; Adrian *IV.* und viele andere Oberhirten der Kirche, sind strahlende Beweise, wie hoch es wahre Frömmigkeit und thätiger Fleiß bringen können. Ich reihe diesen vielen Beispielen das Leben Adrians des Sechsten an, eines Mannes, dessen ausgezeichnete Gelehrsamkeit, unerschütterliche Rechtlichkeit und grosses Verdienst um die Kirche die Bewunderung und das dankbare Andenken der spätesten Nachwelt verdienen.

Adrian war der Sohn eines armen Handwerkers, welcher frühzeitig starb, und nichts, als den Ruf seiner Frömmigkeit und Rechtschaffenheit hinterließ. Die Vorsehung, welche keines Sterblichen vergißt, hatte dem vaterlosen Adrian eine Mutter erhalten, die, wenn gleich der feineren Bildung ermangelnd, das edelste Herz mit einem gottesfürchtigen Sinne verband. Sie führte die Erziehung ihres Sohnes eben so einfach als glücklich durch. Wahr und offen in ihrem Benehmen, lehrte sie ihm Verstellung als das größte der Laster, und Aufrichtigkeit als die erste der Tugenden ehren. Sie sagte ihm oft mit mütterlichen Worten, daß alle Größe der Erde eitel sey gegen die Größe Gottes, der das Gute belohnt und das Böse früher oder später,

doch immer sicher, bestraft; sie prägte ihm tief ein, daß alle Geschicklichkeiten und Kenntnisse nicht den geringsten Werth hätten, wenn dem Menschen der fromme Sinn und ein schuldloses Herz verloren gegangen. Indem sie ihren Sohn vor schlechtem Umgang warnte und ihn zum Besuchen der Kirche anhielt, verband sie, mit der redlichsten häuslichen Anleitung, einen fleißigen Schulbesuch, so daß das Herz wie der Geist desselben sich im gleichen Grade vervollkomneten. Diese lobenswerthe Art des Verfahrens einer Frau von ganz gemeiner Erziehung, die ihren Sohn so liebte, daß sie den Armen, selbst in ihrer eigenen Dürftigkeit, viele Wohlthaten erwies, weil sie glaubte, die Erhaltung ihres Kindes und sein Glück dadurch von Gott zu erbitten, hatte bei Adrian einen nie erlöschenden, wohlthätigen Einfluß hinterlassen und seinem Charakter jene schöne Richtung gegeben, die ihn in allen seinen Lebensstufen verehrungswerth machte.

Der Trieb Adrians, seine Kenntnisse zu erweitern, war schon in der ersten Zeit der Jugend ungewöhnlich groß. In seinem sechsten Jahre erhielt er schon, um seines Fleißes willen, scherzhafter Weise den Zunamen des Magisters Adrian. Als er auf der hohen Schule zu Löwen Theologie studirte, sah man den unermüdet Studirenden, dessen Armuth den Ankauf einer Kerze nicht erlaubte, oft in kalter und rauher Nacht auf offener Straße unter dem Scheine einer Laterne, welche die

Gassen erleuchteten, ruhig lesen, und dabei Müheseligkeit und Schlaf vergessen.

Solch ein Eifer, von dem redlichsten Charakter und wahrer Gottesfurcht auf seinen Glanzpunkt erhoben, konnte nicht ohne ausgezeichnete Erfolge bleiben. Adrian wurde 1488 zum Doktor der freien Künste ernannt, und bald darauf war in Löwen Niemand, der an philosophischen und mathematischen Kenntnissen mit ihm verglichen werden konnte. Eine gleiche Fertigkeit erlangte er in der Theologie und in der Rechtsgelehrsamkeit. Bald erhielt er die Stelle eines Professors der hohen Schule in Löwen; im Jahre 1507 den Ruf eines Lehrers und Erziehers des nachmaligen Kaisers Karl *V.*; ward endlich im Jahre 1517 Kardinal, dann zum Bischof von Tortosa und Regenten von Spanien, und im Jahre 1522 auf die höchste Stufe der kirchlichen Würde, unter dem Namen Pabst Adrian *VI.*, einstimmig erhoben. Auf dieser Höhe wirkte er, obgleich seine Regierung nur anderthalb Jahre dauerte, voll des redlichen Willens, von seinem aufrichtigen und edlen Charakter unterstützt, viel Gutes. Er lenkte jedoch das Schifflein Petri in einer unruhigen und stürmischen Zeit, so daß er, (möchten es doch viele beherzigen, die im ruhelosen Ehrgeitze nur die höchsten Lebensstufen für den Hochpunkt irdischer Glückseligkeit ansehen!) die Tage seines höchsten Glanzes die beschwerdenvolleste und unglücklichste Zeit seines Lebens nannte. — Er starb, erst 65 Jahre alt, den sanften Tod eines Frommen, und hinterließ allen ed-

leren Menschen das ermunternde Beispiel seiner erhabenen Tugenden.

Dieß war sein Wahlspruch: „Strebe nach Kenntnissen, als lebtest du ewig — nach Tugend, als wäre dieser Morgen dein letzter!“

III.

Christian Gottlob Heyne, königlicher Hofrath und Bibliothekar in Göttingen, (gestorben 1812.)

Wenn Aeltern ihren Kindern den besten Unterricht und eine sorgfältige Erziehung geben lassen wollen, aber, beschränkter Verhältnisse wegen, nicht so ganz können, so ist dieses allerdings ein bedeutendes Hinderniß der Entwicklung aufstrebender Talente. Wie hart mag diese aber erst fallen, und welche Riesenkraft wird zur Besiegung aller Widerwärtigkeiten dann erfodert, wenn die Aeltern, einer Geringschätzung für die feinere Ausbildung oder anderer Vorurtheile wegen, die Wißbegierde ihrer Kinder und den edleren Trieb nach Vervollkommung weder befriedigen können, noch wollen.

In dieser beklagenswerthen Lage befand sich Christian Gottlob Heyne, der Sohn eines dürftigen Leinwebers zu Gravenschütz in Schlesien. Heyne sollte durchaus zu dem Gewerbe eines Webers erzogen werden; sein Vater verboth ihm das Lesen und Schreiben; ja, mißhandelte ihn sogar

oft, wenn er ihn, trotz diesen harten Befehlen, bei einem Buche getroffen. Indessen vermochten doch die drückendsten Umstände und Schicksale, welche den armen Heyne bis ins Mannesalter verfolgten, nichts, um seinen für höhere Bildung empfänglichen Sinn und das ihm angeborne Zartgefühl niederzudrücken, sondern sie wiesen ihn an sich selbst zurück und lehrten ihn, ohne Stolz und Anmaſsung der eigenen Kraft vertrauen.

Durch die Fürbitte eines würdigen Geistlichen, gewann er von seinem strengen Vater die Bewilligung, studiren zu dürfen. Aber die Vermögensumstände des Vaters waren so schlecht, daß er nicht einmal jenen Groschen, welchen man für den wöchentlichen Unterricht bezahlen mußte, herbeischaffen konnte. Heyne sollte ihn durch Bothengänge und andere, seinem Alter angemessene Dienste gewinnen. Der arme kleine Student brachte es nie so weit, sich die, für die lateinischen Schulen nöthigen Bücher erkaufen zu können, sondern schrieb sich jeden Abschnitt des Lehrbuches, welcher in der nächsten Stunde vorgetragen werden sollte, immer aus den Büchern eines seiner Mitschüler ab. Unter tausend Mühseligkeiten, von welchen sich reiche Jünglinge kaum einen Begriff bilden können, überstand er die Gymnasialjahre und begab sich dann auf die Akademie nach Leipzig, freilich in einer so mittellosen Lebenslage, daß Tausende an seiner Stelle, gegen den geringsten anderen Erwerb, die Wissenschaften aufgegeben haben würden!

Wer denkt sich das Mühselige der akademischen

Laufbahn eines Jünglings, welcher, ohne alles Vermögen, ohne Unterstützung irgend eines Bekannten oder Freundes, an einem fremden Orte, Schulen besuchen soll! Heyne hatte oft nicht die drei Pfenninge, deren er zu seiner täglichen Mahlzeit bedurfte, und oft sah man ihn auf dem Gemüsemarkte die leeren Erbsenschotten auflesen, um sie zu seinem elenden Mittagsessen zu kochen! Er schlief in einem verfallenen Stalle, auf blossem Boden, den sorgenerfüllten Kopf auf ein Paar alte Bücher gelegt. O! ihr Kinder, deren Aeltern eure kleinsten Wünsche mit liebender Zärtlichkeit erfüllen, die ihr alles habt, was euer Beruf, eure Bequemlichkeit, euer Sinn nur verlangt: Bücher, Lehrer, Unterricht, Zerstreuung, Erheiterung — und die ihr dennoch euer künftiges Glück verscherzet und die Beschränktheit des Geistes der so reich lohnenden Wissenschaft vorzieht; — erröthet, ihr Undankbaren! bei der Erinnerung an den Eifer eines armen und verlassenen Jünglings, den die Furien der gräßlichsten Noth auch kein Haarbreit von seinem vorgesetzten Ziele verdrängen konnten!

Heyne hatte aus seinen Studien den reichsten Nutzen gezogen; hatte sich solche Kenntnisse der Geschichte und des classischen Alterthums erbeutet, daß man ihn ein Wunder der Gelehrsamkeit nennen konnte; aber reiche Menschen haben noch das vor Dürftigen voraus, daß ihr Werth immer schneller erkannt und leichter gewürdigt wird. Die Goldgrube in dem Innern des gelehrten Heyne blieb noch lange unbemerkt, bis er endlich für ei=

nige Groschen eine lateinische Ode auf einen Prediger verfaßte, welche der Staatsminister Graf von Brühl mit Erstaunen und Bewunderung las. Heyne erhielt nun in der Bibliothek des Grafen als Copist eine kleine Anstellung, welche zur Erweiterung seiner Kenntnisse ungemein beitrug. Er war jetzt wenigstens in die Lage gesetzt, sich durch wissenschaftliche Abhandlungen bekannter zu machen, und trat mit seinen Uebersetzungen alter Classiker: Tibulls, Epiotets, Virgils und eines Theils von Homer, hervor.

Obgleich Heyne auf diesem Wege Anerkennung und Ruf gewann, so verbesserte sich seine übrige Lage noch nicht um Vieles. Er verlor durch Kriegsereignisse seine Stelle, mußte längere Zeit als Privatlehrer und Hofmeister ein kümmerliches Auskommen sauer erwerben, und hatte noch mit manchen mühseligen Verhältnissen des Lebens zu kämpfen. Indessen, redliches Streben, reelle Kenntnisse werden wohl oft, wie die Sonne manchmal der Nebel verschleiert, längere Zeit in düsterem Dunkel gehalten; dringen aber immer, früher oder später, in ihrem wahren Glanze aus den Wolken der Leiden hervor. Nach Geßners Tode wurde Heyne zum Professor der Beredsamkeit an der hohen Schule zu Göttingen, und bald darauf zum Bibliothekar und Hofrath ernannt.

Auf diesem heiteren Standpunkte verewigte Heyne sein nützliches Andenken. Sein eigenthümliches Verdienst ist, die classische Litteratur und Alterthumskunde aus dem Schulstaub erhoben zu haben.

Aber der Ruf seiner Gelehrsamkeit war es nicht allein, sondern auch die Festigkeit seines Charakters und die Feinheit seines Benehmens, was die gebildetsten und bedeutendsten Menschen seiner Zeit in seinen Kreis zog und zum Theil mit seiner glücklichen Familie verknüpfte. Heyne war in und ausser dem Kreise der Seinigen vollkommen glücklich. Er starb am 14. July 1812, ein drei und achtzigjähriger Greis, von ganz Europa bewundert, von Allen, die ihn näher gekannt, geliebt und gesegnet.

Zum Schluße das Urtheil dieses edlen Mannes über die Erziehung, welche ihm die gütige Vorsehung auf den Pfaden der Noth und Leiden in früheren Jahren gegeben: „Wie gut hat die Vorsehung an mir gehandelt," spricht er in einer seiner Schriften, „da sie mein ganzes Jugendleben mit Widerwärtigkeiten und Noth durchflochten hat! — Bei meiner ungestümen Gemüthsart wäre ich unter günstigeren Umständen verloren gewesen. Wie viele Eigenschaften muß ein glücklicher Mensch entbehren! Wann lernt dieser Geduld, Mäßigung, Sanftmuth, Klugheit, Vertrauen auf Gott, großmüthiges Mitleid, zärtliches Erbarmen? Ja, mich hat mancher bittere Verlust in meinem Leben näher zur Weisheit, und ihrem erhabensten Theile, der Kenntniß Gottes, geführt!"

IV.

Johann Rudolf Schmid, Freiherr von Schwarzenhorn,

kaiserlicher Gesandter an der Ottomanischen Pforte, (gestorben 1667.)

Kein Verlust ist für die Frühlingstage des Menschen größer, als jener der Zeit, und kein Schritt führet zu ihrem Unglücke gewisser, als böse Eindrücke in den zartesten Jahren. Glücklich Jener, welcher den Ermahnungen liebender Aeltern treu folgt und seine Tage der Saat wohl verwendet, um einst reiche Früchte zu ernten, und in dessen weiches Herz niemals die Krallen unedler Begierden gedrungen! Darum aber möge der, dessen Wangen bei diesen Worten erröthen, bei dem eine strafende Stimme aus seinem Innern ruft, daß er auf keinem guten Pfade gewandelt an der Möglichkeit seiner Besserung und seines Glücks nimmer verzweifeln. Auf, saumseliger, ungehorsamer Jüngling! zurück zu deiner Pflicht, zurück zu dem verletzten Gehorsam! edlen Willen krönet die That, und nichts ist noch Denen verloren, die das Unrecht erkennen und mit gestachelter Kraft raschen Muthes auf der Laufbahn der Tugend erscheinen!

Solche Mahnung geben für den, welcher aus Verzweiflung und Ungewisheit, ob es nicht zu seinem Glücke zu spät sey, am Pfade zur steilen Höhe

der Wissenschaft muthlos und zaudernd steht, die wunderbaren Schicksale des jugendlichen Abentheuerers Johann Rudolf Schmid, Sohnes eines Säckelmeisters zu Stein.

Schmid verlor seinen Vater in den ersten Monaten der Kindheit. Die Mutter kümmerte sich wenig um seine erste Erziehung. So kam es, daß der Junge, sichtbar verwahrloset, schon in seinem siebenten Jahre, aus Furcht, um einer Näscherei willen bestraft zu werden, seine Heimath verlies, und mit einem schwäbischen Bauer heimlich auf und davon ging. Nach drei Jahren machte sein älterer Stiefbruder eine Geschäftsreise nach Schwaben, und traf unerwartet auf freiem Felde den entwichenen Rudolf in der erbärmlichsten Gestalt, wie den verlornen Sohn, eine Herde Schweine hüthend. Er nimmt ihn mit sich nach Hause, verschafft ihm Verzeihung seines Vergehens und hält ihn eine Zeit lang zum Besuche der Schule an. Als er mehr herangewachsen, gab man ihn zu einem Goldarbeiter in Lindau am Bodensee in die Lehre — dem er aber nach wenigen Tagen wieder entwich!

Nun fing eine jammervolle Schule des Elends für den jungen Taugenichts an, die ihn gewaltig zur Besserung mahnte. Ein fremder Offizier, der eben nach Italien reisete, findet den Verirrten fast dem Hungertode nahe, nimmt ihn zu sich, bemerkt bald die Talente und Anlagen des Knaben, der, ihm offen seine Vergehen bekennend, Folgsamkeit und Fleiß gelobte. Sein edelmüthiger Herr, welcher den Jungen lieb gewann, ließ ihn in Verona

in den schönen Wissenschaften unterrichten. Zugleich lernte Schmid die italienische Sprache in ihrer Vollkommenheit, und legte sich auf die Poesie, welche nach der Mahlerei seine liebste Beschäftigung blieb. Nun hielt er fortan, was er in seinem grossen Elend gelobt; machte das Versäumte durch unermüdeten Fleiß wieder gut, und nahm an innerer und äußerer Bildung zur Freude seines Wohlthäters immer mehr zu.

Schmid begleitete diesen nach vier Jahren nach Dalmatien, und von da nach Ungarn, wohin ihn der Türkenkrieg rief. In der ersten Schlacht fiel des Jünglings väterlicher Freund, und Schmid selbst gerieth in die Gewalt des türkischen Heeres als Gefangener. „Ach!“ sagte er, „der Kummer, den ich meiner Mutter bereitet, wird mir nun durch die rächende Vorsicht vergolten!“

Er wurde nach manigfaltigen Leiden nach Konstantinopel gebracht; hatte dann das seltene Glück, einem gutmüthigen Gebiether als Sklave zugewiesen zu werden, der ihn menschlich behandelte und zum Lehrer seiner Kinder bestimmte. Seine Kenntnisse in der italienischen Sprache, ein richtiger Verstand und ein treues Gemüth machten auch in dieser, sonst so traurigen Lage sein Schicksal erträglich. Er erlernte mit allem Fleiße die türkische Sprache, gelangte dann zur Bekanntschaft des östreichischen Internuntius, der ihn bald loskaufte und als seinen Dollmetsch zu guten Diensten verwandte.

Nun erwarb er sich, durch fortwährende Anhänglichkeit und Treue, das ganze Vertrauen des Gesandten, Freiherrn von Kurz; ward zu den geheimsten Verrichtungen und zu den wichtigsten Geschäften benützt, was ihm eine glänzende Ehrenbahn öffnete. Er erwarb sich so gründliche Einsichten in die Verhältnisse des kaiserlichen Hofes und der ottomannischeu Pforte, daß er dem Kaiser Ferdinand *II.* ganz unentbehrlich wurde. Nachdem er mehrere wichtige Aufträge an Sultan Amurath *IV.* unter augenscheinlicher Lebensgefahr glücklich verrichtet hatte, wurde er, nach seines Vorgesetzten Tode zum kaiserlichen Gesandten an der hohen Pforte ernannt, und von Ferdinand *III.* für seine wichtigen Dienste im Jahre 1647 mit dem Freiherrnstand und dem Prädikate von Schwarzenhorn, belohnt.

Sein Glücksstern gönnte ihm noch die Freude der Zurückberufung an den kaiserlichen Hof, wo er an der Seite einer treuen Gemahlin sein ehrenvolles und glückliches Leben beschloß. Er brachte die Herrschaften St. Margaretha und Nikolsdorf an sich, besuchte auch an seiner Gemahlin Seite noch seinen Geburtsort Stein. Bei dem feierlichen Eintritt in denselben ward er bis zu Thränen gerührt. Verwaiset und fast nackt hatte er diesen Ort in seiner Kindheit verlassen, und nun erblickt er ihn wieder, mit Ehren und Glück überhäuft! O wunderbare Schickungen der Vorsicht! wer aus den Menschen könnte wohl bei solch erhebenden Beispielen

im Unglücke den Muth sinken und die Hoffnung enteilen lassen!

Der Freiher von Schwarzenhorn starb in Wien 1667, im 77. Jahre seines Alters, und seine Ueberreste wurden in der Kirche zu den Schotten mit den seinem Range gebührenden Feierlichkeiten beigesetzt.

V.

Johann Franz Marmontel,

ein berühmter Schriftsteller, (gestorben 1799.)

Wer kennt den geistreichen Verfasser der moralischen Erzählungen, des Belisar, der Inka's nicht? Wenn gleich diese Erzeugnisse eines überreichen Gemüthes einem fremden Boden entsprossen und in fremder Sprache gedichtet waren, so sind sie doch von den Zungen aller Länder nacherzählt, und ein Gemeingut aller Völker geworden. Ja, eine Kaiserin selbst, Katharina *II.*, hat es nicht unter ihrer Würde gehalten, den Belisar in die Sprache ihres gesegneten Landes zu übertragen. Marmontel gehört daher mit allem Rechte unter die classischen Schriftsteller des französischen Volkes.

Und dieser Mann, dessen Talent so reiche Anerkennung und Theilnahme fand, ward in der Strohhütte eines Dorfschneiders geboren! Sein Vater war so arm, daß er den aufstrebenden Knaben nicht einmal in die Schule schicken konnte. Indessen, wo menschliche Kraft nicht hin-

reicht, sorget die waltende Vorsehung. Der talentvolle Marmontel lernte von freundlichen Nonnen lesen, von einem wohlwollenden Geistlichen latein, ward endlich, auf die Verwendung milder Freunde, in die Jesuiter Schule zu Mauriac aufgenommen, und gewann, da sich die, in ihm wohnende Kraft immer freudiger regte, eine solche Liebe zu den Wissenschaften, daß er die kummervolle Lage eines dürftigen Studenten der angetragenen guten Anstellung als Comis eines Großhändlers in Clermont, troß den Bitten seines armen Vaters, Verzicht leistend auf alle äußere Vortheile, standhaft vorzog.

Nicht bald hatte sich ein jugendliches Genie mit solchem Eifer auf die Wissenschaften verlegt; und der Segen des Himmels, der immer mit dem redlich Strebenden ist, belohnt den jungen Marmontel auch! Er hatte, als kaum zwanzigjähriger Jüngling bereits solche Fortschritte gemacht, daß er zu Toulose als öffentlicher Lehrer auftreten und nun von den Ersparnissen seiner kleinen Einkünfte der alten, jetzt verwittweten Mutter, und den übrigen armen Verwandten, eine für sie sehr bedeutende Unterstützung zufließen lassen konnte. Während auf diese Weise sein edles und frommes Herz der schönsten Freude in Erweisung kindlicher Dankbarkeit genoß, strebte er auch, getrieben von dem einwohnenden Geiste, nach dem Glanze, den die Musen verleihen, und widmete ihnen jede Stunde, welche seine übrigen Berufsarbeiten frei ließen.

Der Dichtkunst huldigend, verließ Marmontel, auf Voltaires Anweisung und Rath, das dunkle Land und zog nach dem strahlenden Paris, wo er als Hofmeister in einem reichen Hause Unterkommen fand. Durch seine Gedichte ward er dem königlichen Hofe bekannt und erhielt bald eine Anstellung, welche ihm nicht nur einen anständigen Gehalt, sondern auch, außer zwei Geschäftsstunden, die ganze übrige Zeit frei gab. Seine schönen Musestunden benützte Marmontel zur Verfassung seiner moralischen Erzählungen. Dieses einzige Werk war die feste Säule seines künftigen Glückes. Er erhielt bald die Redaction des *Mercur de France*, welche ihm jährlich 6000 fl. Conv. Münze einbrachte, und ward 1763 von der fränzösischen Akademie zum Mitglied erwählt. Nun erstieg er durch das Werk Belisar, welcher Fürstenspiegel ganz Europa entzückte, den Gipfel seines Ruhms. Ludwig *XVI.* erhob ihn zum Geschichtschreiber von Frankreich; und um diesen glücklichen Tagen die Krone aufzusetzen, fand er auch in der liebenswürdigen Nichte des berühmten Morellet, eine treue, durch jeden Schmuck ihres Geschlechtes ausgezeichnete Lebensgefährtin.

Selten sind Männer, welche in der öffentlichen Bahn des Ruhmes voranschreiten, in ihrem häuslichen Leben glücklich. Die Mäßigkeit, Bedachtsamkeit und unerschütterliche Rechtlichkeit des weisen und guten Marmontel hielt auch in dem heimischen Kreise seiner Familie sein hochgestiegenes Glück fest. Wahrhaft rührend ist die treue Zunei-

gung, mit welcher er seiner Gattin in allen Lebensverhältnissen bis zu seinem späten Tode ergeben blieb. Die Widmung der Gesammtausgabe seiner Werke an seine Lebensgefährtin spricht dieses Gefühl lebendig und herzlich aus. Ich führe einige Stellen daraus an:

„Dieser Beweis meiner Zärtlichkeit und Verehrung für Dich, geliebtes Weib! Damit unsere Kinder meine Stimme über Dich noch dann vernehmen, wenn ich nicht mehr bin; von mir erfahren, wie viel Dank, Ehrerbiethung und Liebe sie dir schuldig sind! Sie sollen es wissen, wie du, von ihrer Geburt an, mit frommer Treue die heiligen Mutterpflichten erfüllt, wie ihre Spiele und Liebkosungen deine Erhohlung und deine Feste waren. Sie sollen es wissen, daß ihr Vater die, über seine spätern Jahre verbreitete Heiterkeit nur dir verdankt; daß du, indem du in des Lebens Blüthe, mir, als mein Pfad schon bergab ging, die Hand gereicht, deinen Ruhm darin fandest, mich zu bessern, indem du mich glücklich machtest. — Hoheit der Gesinnungen und Zartgefühl, natürlich und gebildet, streng nach Grundsätzen, aber voll Nachsicht und Güte, sich selbst verläugnend, immer voll zarter Aufmerksamkeit für Andere; sanfter, schüchterner Stolz, der nie beleidigt, nur sich sichert gegen Beleidigungen Anderer; jene Reinheit, jene Einfalt des Betragens und des Wortes, die jedes Mißtrauen verscheucht, Wohlwollen und Achtung erzeugt; keine Spur von Geiz oder Neid; schuld-

lose Freude bei Auffindung der Mittel zu gefallen; endlich ein mildes Herz für Unglückliche, edelmüthige Wohlthätigkeit bei beschränkter Lage, ein Herz, deßgleichen ich allen Königen der Welt wünschen möchte, um Freude und Glückseligkeit um sich her zu verbreiten: — dieses sind die Eigenschaften der Frau, welche der Himmel mir — der Mutter, welche der Himmel meinen Kinder geschenkt hat!"

Diese herzlichen Ausdrücke schildern mehr, als jede andere Beschreibung das häusliche Glück des gefeierten Dichters. Allein während unter seinem Dache die Blume der Freude blühte, war in Paris ein schreckliches Ungewitter aufgegangen und der Königsthron umgestürzt worden. Marmontel benahm sich in dieser gefährlichen Lage eines edlen Franzosen ganz würdig. Der Haß der Aufrührer traf auch ihn, dessen Ruhe und Mäßigung übel zu ihren wilden und zügellosen Gesinnungen paßten. Mit Mühe entging er dem Lohn einer schrecklichen Verbannung, verlor aber in diesem Sturme sein beträchtliches Vermögen. Nun bewies er es aber, daß Geld und Gut allein nicht des Weisen Glück gründen; kehrte arm, wie er gekommen, in seinen ländlichen Zufluchtsort zurück, suchte und fand abermal in der Beschäftigung mit den Wissenschaften, in der Erziehung und Belehrung seiner Kinder und in dem Umgang mit der treuen, ihn sorgsam pflegenden Gattin Trost und Ruhe, welche ihn ununterbrochen bis am letzten Tage des Jahres 1799 beglückte

und erhob, wo ihn ein Schlagfluß traff, und er im sieben und siebzigsten Jahre seines Alters, Gott ergeben, und den Blick, hoffend auf ein besseres Jenseits gerichtet, als ein guter Mensch und Christ schmerzlos und sanft in das Land des Friedens hinüberging.

VI.

Toussaint l'Ouverture, französischer Obergeneral auf Domingo,

(gestorben 1803.)

Wenn ein Mensch unter dem Drucke der Noth alle die zahlreichen Hindernisse besiegt, welche die Armuth der Ausbildung seines Geistes entgegenthürmt, so verdient er gewiß unsere Bewunderung; wenn sich aber zu der schwer lastenden Dürftigkeit, noch der Mangel des höchsten menschlichen Glückes, der Freiheit, unheilbringend gesellt; wenn ein unglücklicher Neger, als verachteter Sklave, unter den niedrigsten Arbeiten, ohne Lehrer oder sonstigen Unterricht, sich durch sich selbst bildet, und während seine müden Glieder in dem Schlamme der Erde nach Schätzen für die Befriedigung fremder Geldgier wühlen, mit den Flügeln seines Geistes sich zu den bezaubernden Höhen der Bildung noch aufschwingt — dann faßt uns — bei solchen Wundern des Sieges über ein grausames Schicksal —

das gerechteste Erstaunen, welches keine Worte beschreiben!

Toussaint gehört unter die Reihe jener außerordentlichen Menschen, für welche die Umstände nichts, Selbstthätigkeit und Fleiß aber alles gethan haben. Er war am Cap Francais als Sklave geboren. Ohne allen Unterricht lernte er unter den niedrigsten Beschäftigungen, durch seine eigenen Versuche, lesen und schreiben. Erst als er das 10. Jahr überschritten hatte, wurde der Oberaufseher der Plantagen, von Libertas, durch den Pfarrer Savier auf des Knaben Talente nnd Durst nach Kenntnissen aufmerksam gemacht. Alles, was er nach dieser Empfehlung für den Unglücklichen that, war, daß er ihn zu seinem Kutscher ernannte und ihm öfters den Zutritt in seine Bibliothek gestattete.

Die letzte Bewilligung war für Toussaints Lernbegierde das Höchste, was er gewünscht und erwartet hatte. Mit glühendem Eifer warf er sich auf die Lectüre philosophischer und mathematischer Schriften; hier machte er sich mit der Staats- und Kriegswissenschaft bekannt; hier lernte er jene Ansichten über Völkerglück und Menschenrechte kennen, die er nachmals mit Scharfsinn in Anwendung brachte, so daß er, nach dem einstimmigen Urtheil seiner Zeitgenossen und Nachkommen, die Talente eines Feldherrn und Gesetzgebers mit Edelmuth, Rechtssinn und Menschlichkeit auf eine wunderbare Weise vereinte.

Indessen war in jenem Alter, wo die ersten Schritte zu einer Glücksbahn schon gemacht seyn sollten — im 25. Lebensjahre, Toussaint noch nichts mehr, als ein Kutscher und Sklave; er hatte sich in diesem Zustand verheurathet, und wäre vielleicht, trotz seinen Talenten, in dieser traurigen Lage sein ganzes Leben über geblieben, hätte nicht ein besonderer Zufall ihn unversehens seiner höheren Laufbahn entgegengeschleudert.

Toussaint führte öfters Sklavenaufseher, die aus benachbarten Colonien zu seinem Gebiether gekommen waren, wenn sie, um die Arbeiten der Sklaven zu besichtigen, an den Ort ihrer Bestimmung zurückkehrten. Viele aus ihnen waren grausam und hart gegen die Neger. Gewahrte nun Toussaint die unmenschlichen Gewaltthätigkeiten der Willkühr und des Uebermuthes, so blutete sein Herz, es kämpften seine Muskeln, und Zorneswuth blitzte im Feuerauge. So sah er einst auf einer Plantage eine geschwächte Nägerin, welche nur mit vieler Mühe ihre Hacke mehr hob und in der Arbeit um einige Schritte zurückblieb, von einem Aufseher grausam mißhandeln. Nach wenigen Streichen stürzt die Unglückliche mit einem Jammergeschrei zu Boden, und der weiße Wütherich fährt fort, auf die sich Krümmende loszuhauen. Da kann sich Toussaint nicht länger mehr halten. Er vergißt, daß er selbst noch Sklave ist, springt hervor, ergreift mit nervigter Faust den erschrockenen Aufseher, wirft ihn zu Boden und ruft mit fürchterlicher Stimme:

„Halt' ein, Unmensch, ist dir dein Leben lieb!" — „Wer bist du Schwarzer?" entgegnete der Wüthrich, zornglühend und bebend; — „Ein Mensch, wie du," donnerte ihm Toussaint zu, „und jene, die du so grausam behandelst, eben so gut!"

Nach diesem Schritte wagte er es nicht mehr, zu seinem Herrn zurückzukehren. Er entfloh und ward Negersoldat. Hier begann die Laufbahn seines Glücks; er stieg, ausgezeichnet durch Muth und Geisteskräfte, immer schneller empor und ward nach manigfachen ausgezeichneten Schicksalen schon im Jahre 1793 zum Divisionsgeneral ernannt. In dieser Stelle entwickelte er eben so viel Genie als Kenntniß der Kriegskunst, zeichnete sich aber stets durch menschliche Gesinnungen und Gerechtigkeitsliebe aus. Er rettete in den erfolgten Gräueln bei dem allgemeinen Negeraufstande auf Domingo aus Dankbarkeit seinem ehemaligen Gebiether das Leben; bewies sich späterhin als Gouverneur und Obergeneral so anhänglich an Frankreich, dessen Interessen er selbst bei dem allgemein ausgebrochenen Aufstand noch vertheidigte, daß er mehr Vertrauen verdient hätte, als ihm das Directorium, von seinen Feinden getäuscht, bewiesen haben wollte.

Er starb endlich nach Frankreich gebracht, in der Festung Joux, bei Besançon im 58. Jahre seines Alters, nicht ohne den Verdacht eines gewaltsamen Todes. Toussaint war gewiß ein höchst seltener Mann. Sein, für den Krieg, wie für den

Frieden, gleich fähiges Genie verband in der Gefahr jene Kaltblütigkeit der Anordnung mit dem Feuer der Ausführung, ohne welche nichts Großes gelingen kann. Sein Körper war gewandt, sein Anstand edel und kräftig; sein Gesicht voll Ausdruck; sein Blick rasch und durchdringend; seine ganze Haltung Aufmerksamkeit gebiethend. In seinen Genüssen war er mäßig; in seiner äußern Erscheinung liebte er Pracht und Glanz. Seine Landsleute verehrten und bewunderten ihn bis zur Schwärmerei. Zum Beweise die Worte auf einer Goldmünze unter seinem Bilde, welches die Neger auf Domingo geprägt: „*Apres le Dieu, c' est lui!*"

VII.

Johann Gottfried von Herder,

Präsident des großherzoglichen Weimarischen Oberconsistorium, (gestorben 1803.)

Welcher Deutsche nennt diesen Namen nicht mit Ehrfurcht, und wer aus den Gebildeten hat Herder's allumfassendem Geist nicht gehuldigt? Seine herrlichen, Menschenliebe athmenden Werke glänzen als Sterne erster Größe am Dichterhimmel der Deutschen, und die unvergänglichen Denkmale eines Geistes werden auch noch die späteste Nachwelt zur Begeisterung für das wahrhaft Schöne und Große entflammen.

Und dieser Mann war der Sohn eines armen Cantors; war weder durch Erziehung, noch durch äußere Umstände begünstigt worden! Der Vater legte der wissenschaftlichen Ausbildung seines Sohnes, den er für die Musik zu gewinnen wünschte, große Hindernisse in den Weg, und wollte ihn, ausser der Lektüre des Kirchengesangbuches durchaus kein anderes Buch gestatten. Ein unersättlicher Wissenschaftsdurst trieb aber den jungen Herder nach anderen Quellen, obgleich er alle die Bücher, die er sich zu verschaffen suchte, verstohlen lesen mußte. Die Güte eines Predigers, welcher den wißbegierigen Herder an dem Unterrichte, den er seinen eigenen Söhnen im Latein und Griechischen gab, Antheil nehmen ließ, gründete des Knaben künftiges Glück. Seine schöne Bildung und sein Anstand gewann ihm die Herzen. Ein russischer Wundarzt erboth sich, ihn mit sich nach Petersburg zu nehmen und dort die Chirurgie studiren zu lassen. Herder, der an seinem Fortkommen im Vaterlande verzweifelte und keine Aussicht hatte, seinen Lieblingsstudien leben zu können, entschloß sich dazu. In Königsberg aber fiel er schon bei der ersten Section eines Leichnams in Ohnmacht.

Kant und andere Gelehrte, welche das schlummernde Talent des Jünglings erkannten, nahmen sich nun des Unglücklichen an. Herder entschloß sich, Theologie zu studiren. Auf den Dornen der Noth wandelnd, trieb er, als der Aermste der Königsberger Studenten, die Theologie in

einem hohen Sinne und Geiste; und versenkte sich, zugleich von dem edelsten Eifer den Kreis seiner Kenntnisse immer mehr zu erweitern, erfüllt, in die Tiefen der Philosophie und Geschichte.

Hierauf gab er seine „Fragmente über deutsche Literatur“ und „die kritischen Wälder“ heraus, wodurch er im Kurzen einen bedeutenden Ruf gewann. Nun war ihm eine glänzende Laufbahn eröffnet; denn — nichts ist mehr wahr, — das wahre Genie kann nur kurze Zeit über verkannt oder erdrückt werden!

Herder erhielt einen Ruf nach Petersburg als Inspektor der Petrischule, den er aber ablehnte; ward dann nach mehreren andern Anstellungen als Consistorialrath und Hofprediger nach Straßburg; endlich in Folge seiner Freundschaft mit dem Dichterfürsten Göthe als Generalsuperintendent nach Weimar berufen.

Weimar, unter Amalia's und August's Regierung, damals das deutsche Athen, war gewiß der Ort, wo der geniale Herder den ganzen Reichthum seines Geistes entfalten, und nicht allein ungestört, sondern auch befördert und vielfach angeregt, die schönste Wirksamkeit äußern konnte. In dieser glücklichen Periode reiften auch die herrlichsten Früchte seines Geistes: „Die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit,“ — seine Poesien, Paramythen, seine zart und tiefsinnigen Parabeln u. s. w.

Geliebt und geehrt von einem der würdigsten Fürstenhäuser erhielt er viele öffentliche Beweise der Anerkennung seiner Verdienste; wurde 1793 Vice-Präsident, im Jahre 1801 Präsident des großherzoglichen Oberconsistoriums, und hierauf von Bayerns kunstliebendem Regenten in den Adelstand erhoben.

So wirkte Herder rastlos für das Gute, erhob und beförderte Talente, verbesserte das Schul- und Unterrichtswesen, stiftete viele segenreiche Anstalten, bis ihn am 18. Dezember 1803 in seiner schönen Wirksamkeit der Tod überraschte.

Die Humanität war Herder's Göttin; auf sie bezog er alles, für sie wirkte er mit rastlosem Eifer. Er war ein vollherziger, überaus edler und kräftiger Mensch. Kurz und bezeichnend enthält die Gedächtnißtafel, von dem Großherzoge selbst auf sein gesegnetes Grab gelegt, nichts als die sinnigen Worte:

Licht, Liebe, Leben.

So einfach dieses Grabmahl auch ist, so werden doch alle Besucher desselben von einem angenehmen und freundlichen Gefühle, bei dem Andenken an das Verdienst dieses Dichters, ergriffen. Denn man verweilt um mit Irving zu reden — gerne bei dem Denkmahl eines verdienstvollen Schriftstellers, wie bei den Gräbern von Freunden und Bekannten. Es besteht zwischen dem Dichter und Leser eine Art von Gemeinschaft. Andere Leute werden der Nach-

welt nur durch die Geschichte bekannt, welche immer schwächer und dunkler wird; dagegen bleibt die Verbindung zwischen dem Schriftsteller und seinen Zeitgenossen beständig neu, lebendig und unmittelbar. Er hat für sie mehr, als für sich selbst gelebt; er hat die, ihn umgebenden Genüsse aufgeopfert und sich den Ergötzlichkeiten des geselligen Lebens entzogen, um desto genauer sich mit entfernten Gemüthern und entfernten Zeiten zu befreunden. Wohl mag die Welt sich seinen Ruhm angelegen seyn lassen, denn er hat ihn nicht durch Gewaltsamkeiten und Blutvergiessen, sondern durch die, ihr ruhig bereiteten Genüsse erworben! Wohl mag die Nachwelt gerecht gegen sein Andenken seyn; denn er hat ihr eine Erbschaft hinterlassen, die nicht aus leeren Namen und hochtönenden Thaten, sondern aus ganzen Schätzen von Weisheit, den hellfunkelnden Edelsteinen der Gedanken, und den goldenen Adern der Sprache besteht!

Somit sey die Reihe glücklicher und großer Männer, die durch ihre eigene Thatkraft unter den widrigsten Verhältnissen sich aus dem Staube emporgeschwungen für dießmal geschlossen. Ständen nicht wichtige Rücksichten dem Versuche entgegen, so ließen sich mit leichter Mühe in unserer Mitte und unter den Genossen der Zeit Männer in Menge fin-

den, welche, als Kinder der Noth, durch unermüdeten Fleiß und ausgezeichnetes Talent, die glücklichste Lebenslage erkämpft, Ansehen und Ruhm, Macht und Glück sich errungen haben. Wen da immer noch die kostbaren Jahre der Jugendkraft schmücken, o möcht' Er diese Worte beherzigen, daß jede wohl angewandte Minute ein Saatkorn künftigen Glückes ist, möcht' er die unerschütterliche Ueberzeugung bewahren, daß Fleiß und Ausdauer, im Vereine mit Talent und Tugend, alles auf Erde vermögen; daß jeder, was auch Unwissenheit und Trägheit dagegen einwenden wollen, Meister seines künftigen Looses hier auf den Bahnen der Prüfung, wie dort an dem Ort der Vergeltung ist!

Inhalt.

Erzählungen, Skizzen, Anekdoten.

Seite.

Der Tod des Marschalls von Montmorenci. . . . 9.
Weisheit siegt in jedem Lebensstreit. . 17.
Was Ende scheint, ist Anfang. . 24.
Rache kennt nicht Maß noch Ziel. . 25.
Die letzten Stunden des Grafen von Straffort. . . . 33.
Kopf und Herz besiegt Eitelkeit und Stolz. 42.
Folgen einer Unbesonnenheit. . . 52.
Hätt' ich Flügel! . . . 61.
Auf düstre Stunden Licht und Glück. . 62.
Die dich kränken, liebe. . . 69.
Alexanders, des russischen Kaisers, Ordnungsliebe. . . . 70.
Der Tod des Grafen von Egmont. . 71.
Bist du klug, gewandt, bescheiden,
Kannst dir manchen Stoß vermeiden. 81.
Der Lüge folgt Beschämung auf dem Fuße. 89.
Eine Frau — Doktorin der Medizin. . 92.
Kein Wagniß der Liebe zu groß. . 95.
Die letzten Tage des Weltweisen Sokrates. 104.
Klagend Herz, sey still. . . 115.
So straft sich Schwäche und Thorheit selbst. 116.
Des Aberglaubens Frucht. . . 125.

Seite.
Gestillter Zorn und Schmerz. . 129.
Seneka's, des Weisen, Tod. . 130.
Es fällt doch immer des Guten Feind,
Wenn's redlich und treu der Kämpfer meint. 137.
Muth, Mitleid, Lohn. . . . 144.
Ehre Vater und Mutter, daß es dir wohl
ergehe auf Erden! . . 146.
Gebrechlicher wie Glas, ist Menschengunst
und Glück. . . . 149.

Arme, verlassene Jünglinge, groß und glücklich im Mannesalter.

I. Valentin Düval, k. k. Bibliothekar und Aufseher des k. k. Münzkabinetes in Wien. . . . 158.
II. Adrian *VI.*, erwählt zum Pabste, 1522. 164.
III. Christian Gottlob Heyne, königl. Hofrath und Bibliothekar in Göttingen. 167.
IV. Johann Rudolph Schmid, Freiherr von Schwarzenhorn, kaiserlicher Gesandter an der Ottomanischen Pforte. . . . . . 172.
V. Johann Franz Marmontel, ein berühmter Schriftsteller. . 176.
VI. Toussaint l'Ouvertüre, franz. Obergeneral auf Domingo. . 181.
VII. Joh. Gottfried von Herder, Präsident des großherz. Weimarschen Oberkonsistorium. . . 185.

5

Schinner

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ebersberg, Josef Sigmund,

Der Mensch selbst Schöpfer und Zerstörer seines Glückes Züge ... aus dem Leben ... berühmt gewordener Menschen

München 1831

Paed.pr. 828
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759582-9